

LU

LINGUISTISCHE
UNTERSUCHUNGEN

Anita Bader/Gerd Fritz/Thomas Gloning

**Digitale
Wissenschaftskommunikation
2010-2011**

Eine Online-Befragung

Unter Mitarbeit von Jurgita Baranauskaite,
Kerstin Engel und Sarah Rögl

Digitale Wissenschaftskommunikation 2010-2011

Linguistische Untersuchungen 4

Herausgegeben von Iris Bons, Gerd Fritz und Thomas Gloning

LU

LINGUISTISCHE
UNTERSUCHUNGEN

Anita Bader/Gerd Fritz/Thomas Gloning

**Digitale
Wissenschaftskommunikation
2010-2011**

Eine Online-Befragung

Unter Mitarbeit von Jurgita Baranauskaite,
Kerstin Engel und Sarah Rögl

Schlagwörter

Wissenschaftskommunikation; Wissenschaftler-Befragung; Wissenschaftsblogs; wissenschaftliche Mailinglists; digitale Medienformate; Web 2.0; Interaktivität

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Diese Veröffentlichung ist im Internet unter folgender Creative-Commons-Lizenz publiziert: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de>

ISBN 978-3-9814298-1-7

URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2012/8539/>

Umschlaggestaltung: Harald Schätzlein · ultraviolet.de

Inhalt

1.	Einleitung.....	3
1.1	Ziele der Befragung.....	3
1.2	Methodische Fragen.....	4
1.2.1	Methodenspezifik und Methodenverknüpfung.....	4
1.2.2	Die Datenbasis und ihre Gewinnung.....	7
1.2.3	Der Fragebogen.....	9
1.3	Ergebnisse der Befragung – ein Überblick.....	10
1.3.1	Erste Befunde.....	10
1.3.2	Zur Praxis der Nutzung digitaler Formate in der Wissenschaftskommunikation – ein erstes Bild.....	13
2.	Open Peer Review.....	15
2.1	Peer Review – die gängige Praxis.....	15
2.2	Formen des Open-Peer-Review-Verfahrens.....	16
2.3	Befragungsergebnisse zu Open Peer Review.....	19
2.3.1	Veröffentlichung von Gutachten.....	19
2.3.2	Kommentieren im Open-Peer-Review-Verfahren.....	31
2.3.3	Zusammenfassung der Ergebnisse für den Fragenbereich Open Peer Review.....	36
3.	Wissenschaftliche Mailinglists – Konzeptionen, Potenziale und ihre Nutzung.....	39
3.1	Mailinglists in der Wissenschaftskommunikation.....	39
3.2	Befragungsergebnisse zur Nutzung von Mailinglists.....	40
3.2.1	Die Akzeptanz von Mailinglists in der Wissenschaft.....	40
3.2.2	Nutzungsformen und Potenziale.....	42
3.2.3	Funktionale Profile: Informieren, Kooperieren, Diskutieren.....	45
3.2.4	Nutzungsverhalten.....	47
3.2.5	Gründe der Nichtnutzung.....	50
3.2.6	Kritik und Kontroversen in Mailinglists.....	53
3.2.7	Zusammenfassung der Ergebnisse für den Fragenbereich Mailinglistnutzung.....	61
4.	Wissenschaftliche Blogs und ihre Nutzung.....	65
4.1	Wissenschaftliche Blogs – Aspekte des Formats und seiner Nutzung.....	65

4.2	Befragungsergebnisse zur Nutzung von Blogs	68
4.2.1	Die Akzeptanz von Blogs in der Wissenschaft	68
4.2.2	Nutzungsformen und Potenziale	69
4.2.3	Nutzungsverhalten	69
4.2.4	Gründe der Nichtnutzung	70
4.2.5	Zusammenfassung der Ergebnisse für den Fragenbereich Blog-Nutzung	78
5.	Einstellungen zur digitalen Wissenschaftskommunikation in unterschiedlichen Disziplinen und Personengruppen	81
5.1	Vorbemerkungen zur Betrachtungsweise	81
5.2	Digitale Formate in der Kommunikation der Geistes- und Kulturwissenschaftler	82
5.2.1	Geistes- und Kulturwissenschaften im Überblick	82
5.2.2	Eine exemplarische Sondierung: digitale Wissenschaftskommunikation in der Geschichtswissenschaft	85
5.2.3	Ein exemplarisches Profil einer einzelnen Wissenschaftlerin	87
5.3	Digitale Formate in der Kommunikation der Naturwissenschaftler	89
5.3.1	Vorbemerkungen	89
5.3.2	Naturwissenschaften im Überblick	90
5.4	Statusgruppen und ihre Nutzung digitaler Formate	91
6.	Digitalisierung in der Wissenschaft – aktueller Stand und Perspektiven	95
6.1	Wie kann man den aktuellen Stand der Digitalisierung in der Wissenschaftskommunikation beschreiben?	95
6.2	Welche Entwicklungen zeichnen sich aktuell ab?	100
6.2.1	Open Access – Wissenschaft als Ware – Reputation, Innovation	100
6.2.2	Wissenschaftler nutzen digitale Formate auch weiterhin rational und opportunistisch (mit den bekannten Folgen)	101
6.2.3	Ausbau und Innovation werden mehrheitlich von oben kommen – Wir brauchen „erfolgreiche Modelle“ mit Sogwirkung	102
6.3	Visionen für die Zukunft der digitalen Wissenschaftskommunikation?	102
	Literatur	105
	Internetseiten	107

1. Einleitung

1.1 Ziele der Befragung

Digitale Formate wie Mailinglists, Blogs, digitale Rezensionsportale und Open-Peer-Review-Zeitschriften haben in den letzten Jahren verstärkt Eingang in die Praxis der Kommunikation unter Wissenschaftlern gefunden und damit die Voraussetzung für Veränderungen in der Wissenschaftskommunikation und der Wissenschaftspraxis allgemein geschaffen.¹ Das von der Volkswagen-Stiftung geförderte Projekt „Wissenschaftliche Information, Kritik und Kontroverse in digitalen Medien“ untersuchte das Potenzial dieser Formate sowie ihre aktuelle Nutzung in der Kommunikation unter Wissenschaftlern.

Die wesentlichen Ziele der hier ausgewerteten Online-Befragung bestehen darin, für unterschiedliche Gruppen von Wissenschaftlern in Deutschland Aufschluss zu bekommen über ihre Nutzung digitaler Formate in ihrer wissenschaftlichen Praxis und über ihre Einschätzung des Potenzials und der tatsächlichen Nutzung dieser Formate in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen.

Unsere Befunde bieten die Möglichkeit des Vergleichs mit internationalen Untersuchungen, beispielsweise der neuen Untersuchung von Harley et al. (2010) zum Stand der Entwicklungen in den USA, sowie mit älteren Beschreibungen des Standes der Nutzung digitaler Formate wie etwa Nentwich (2003), Matzat (2004) oder Samida (2006). Gleichzeitig geben sie Hinweise auf Entwicklungstendenzen und Entwicklungsbarrieren. Dabei kann man manche der aktuellen Befunde auch als Momentaufnahme eines im Gang befindlichen Diffusionsprozesses lesen.

Wie wir im nächsten Abschnitt zeigen werden, bietet die Form der Online-Befragung die Möglichkeit der Ergänzung und Verifizierung von im Projekt mit anderen Methoden gewonnenen Ergebnissen, insbesondere die Möglichkeit der systematischen Fokussierung auf Einschätzungen und Einstellungen der Befragten.

¹ Aus Gründen der Lesbarkeit verwenden wir in diesem Band das generische Maskulinum, d.h. bei der Verwendung von Ausdrücken wie „Wissenschaftler“ sind immer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gemeint, wenn nicht explizit eine Differenzierung nach Geschlecht gemacht wird.

1.2 Methodische Fragen

1.2.1 Methodenspezifik und Methodenverknüpfung

Wenn man Einblicke in die Praxis der Nutzung digitaler Formate in der Wissenschaftskommunikation und deren Entwicklungsperspektiven gewinnen will, bieten sich verschiedene methodische Möglichkeiten an.

- 1) Man kann in teilnehmender Beobachtung Erfahrungen sammeln und diese informell dokumentieren. Dies haben wir in Bezug auf Mailinglists, Blogs und Open-Review-Organe getan und daraus Einsichten gewonnen, die für den heuristischen Hintergrund unserer Untersuchungen nützlich waren.
- 2) Man könnte unter Laborbedingungen das Schreiben und Lesen von Textprodukten in den entsprechenden Formaten dokumentieren und analysieren. Dieses Verfahren, das wir in anderem Zusammenhang, der Untersuchung der Usability von digitalen Informationsangeboten von Bibliotheken, genutzt haben (vgl. Dynkowska 2010), erschien uns für unsere Zwecke nicht als Mittel der Wahl, da hier die Künstlichkeit der Situation besonders stark zu Buche schlagen dürfte.
- 3) Man kann in detaillierten Fallstudien die in der tatsächlichen Praxis entstehenden Texte, deren Zusammenhänge sowie die eigene Reflexion der Akteure auf ihre Praxis dokumentieren und analysieren. Diese Methode haben wir mit Mitteln der linguistischen Kommunikationsanalyse extensiv genutzt. Einige der dabei entstandenen Fallstudien sind schon publiziert (vgl. Fritz/Bader 2010 und die Beiträge in dem Sammelband Gloning/Fritz 2011), die Publikation weiterer Ergebnisse solcher Fallstudien ist in Vorbereitung (Bader, in Vorb.).
- 4) Man kann in Interviews und mit der Bildung von Fokusgruppen eine beschränkte Anzahl von Personen über ihre Praxis und Einschätzungen befragen (vgl. Harley et al. 2010). Diese Methoden erlauben eine Vertiefung und Kontextualisierung dessen, was in Befragungen zu erheben ist. Ein informelles Gegenstück zu dieser methodischen Praxis sind Gespräche mit Akteuren, die ebenfalls zu unserer Projektarbeit gehörten.
- 5) Man kann in Form der Befragung einer größeren Zahl von Personen die Auffassungen erheben, die die Akteure von ihrer eigenen Praxis und der von ihnen wahrgenommenen Praxis anderer Wissenschaftler haben. Die Ergebnisse einer Anwendung dieser Methode dokumentieren wir im vorliegenden Band. Dabei haben wir versucht, die unter 4. erwähnte Vertiefung wenigstens punktuell dadurch zu erreichen, dass

wir über die vorgegebenen Fragen hinaus die Möglichkeit offener Kommentare vorgesehen haben, die auch reichlich genutzt wurde.

Wir haben uns in unserem Projekt für einen „Methodenmix“ entschieden, bei dem neben heuristischen Methoden vor allem zwei Verfahren im Vordergrund standen, die kommunikationsanalytischen Fallstudien und die in diesem Band dokumentierte Online-Befragung. Eine solche Verbindung von Methoden hat eine Reihe von Vorteilen, die man dadurch explizieren kann, dass man Stärken und Einschränkungen der Einzelmethoden reflektiert, hier also insbesondere der Fallstudien und der Online-Befragungen.

Die Fallstudien haben den großen Vorzug, dass man die Praxis der Akteure im Vollzug beobachten kann. In den produzierten Texten und Interaktionen zeigt sich die tatsächliche Praxis der Nutzer, es zeigen sich ihre Strategien der Textproduktion, ihr thematisches Engagement, ihre Präferenzen für bestimmte Darstellungsformen und auch die Ergebnisse ihrer Interaktionen, z.B. ein bestimmter empirischer Erkenntnisgewinn oder eine Klärung wissenschaftlicher Positionen. Da in den von uns untersuchten Formaten auch die Reflexion der eigenen Praxis ein integraler Teil der Nutzungspraxis selbst ist, bekommt man durch die Fallstudien auch wichtige Hinweise auf die von den Akteuren reflektierten Probleme und Entwicklungsperspektiven der untersuchten Formate, die dann auch für die Weiterentwicklung von Formaten und Nutzungsformen eine Rolle spielen. Die Fallstudien ergeben nicht nur Hinweise auf Nutzungspraxis und Reflexionen einzelner Akteure, sondern sie zeigen auch Entwicklungen im System der Formate, beispielsweise Konvergenzen in der Nutzung einzelner Formate und die Nutzung von Formatkonstellationen (vgl. Fritz/Bader 2010, Bader/Fritz 2011). Hierbei spielen auch quantitativ orientierte Fallstudien eine Rolle, die beispielsweise in bestimmten Fällen Entwicklungen des Formats Mailinglist von der Diskussionsgruppe zur Servicelist zeigen konnten (Bader et al. 2011). Insgesamt liegt eine besondere Stärke derartiger Fallstudien also darin, die praktizierten Verfahrensweisen und die damit erzielbaren Resultate der Wissenschaftskommunikation an vorliegendem Datenmaterial demonstrieren zu können. Für grundlegende Einsichten in das tatsächliche Potenzial der digitalen Formate sind sie unerlässlich.

Um die methodische „Reichweite“ der text- und kommunikationsanalytischen Fallstudien zu bestimmen, muss man neben diesen positiven Aspekten ihrer Nutzung auch die Bereiche berücksichtigen, die man durch die Fallstudien oft nicht oder nur ansatzweise zu fassen bekommt. Dazu gehören etwa die Erhebung der „passiven“ Nutzung bestimmter Formate, die Erhebung expliziter Bewertungen von Formaten und Formatnutzung in größerer Zahl sowie die Dokumentation individueller Bedenken gegen die Nutzung bestimmter

Formate sowie eine trennschärfere Bestimmung der Gründe für die Nicht-Nutzung bestimmter Formate bei Vertretern bestimmter Disziplinen. Hier liegen die besonderen methodischen Stärken von Befragungen, die es erlauben, auf systematische Art Typen von Informationen zu gewinnen, die in den Fallstudien nur punktuell zu erheben sind. Dazu gehören neben den schon erwähnten Aspekten beispielsweise die Information über die Praxis einzelner Personen und Personengruppen im Hinblick auf die Nutzung unterschiedlicher Formate, also die „digitale Gesamtpraxis“ der Einzelnen. Gleichzeitig erlauben es Befragungen mit gebührender Vorsicht Hinweise auf Häufigkeitsverteilungen zu gewinnen. Nicht umsonst sind Befragungen ein Standardwerkzeug der sozialwissenschaftlichen Forschung, das wir als Teil unseres Methodeninventars nutzen.

Dabei ist immer eine Erfahrung zu berücksichtigen, die Sprachwissenschaftlern und Kommunikationsanalytikern wohlbekannt ist: Die Befragten sind häufig keine zuverlässigen Zeugen für ihre eigene Praxis. In der Sprachwissenschaft ist es ein Topos, dass Sprecher bei Befragungen oft sprachliche Formen als abweichend oder unzulässig kritisieren, die sie im nächsten Augenblick selbst verwenden. Ebenso konnte man bei Usability-Studien beobachten, dass die Benutzer ein bestimmtes System als benutzerfreundlich charakterisieren, obwohl sie bei aktuellen Aufgaben große Probleme mit dem System haben (vgl. Dynkowska 2010, 199). Für diese Diskrepanz gibt es verschiedene Gründe, von der mangelnden Reflexion der eigenen Praxis bis zu Annahmen der Befragten darüber, was als „akzeptierte“ Meinung gelten kann. Die damit verbundene potenzielle Einschränkung der Aussagekraft von Befragungen muss man in Rechnung stellen, und man kann sie durch die Kombination von Methoden auszugleichen suchen.

Eine zweite Einschränkung der methodischen Reichweite von Befragungen muss ebenfalls genannt werden. Befragungen erbringen kaum Einsichten im Hinblick auf die kommunikativen Prozesse, die zu ermöglichen das eigentliche Potenzial der Nutzung eines bestimmten Formats sein kann. Wenn man sehen will, welches Potenzial für wissenschaftliche Kollaboration eine Mailinglist hat, so muss man, wie erwähnt, erfolgreiche Kollaborationen in detail analysieren, um zeigen zu können, welche kommunikativen Züge und Strategien es sind, die zu einem produktiven Wissensaufbau beitragen. Wenn man sehen will, wie durch Thematisierung und Themenentwicklung kreative Denkprozesse angestoßen werden, muss man eine detaillierte Themenanalyse machen. Wenn man wissen will, wie die Befolgung oder Verletzung von kommunikativen Prinzipien den Fortgang und die Produktivität von Diskussionen beeinflusst, muss man Kommunikationsverläufe im Detail analysieren. Für all diese grundlegenden Aspekte der Wissenschaftskommunikation,

wie wir sie in unseren Fallstudien untersucht haben (vgl. Gloning/Fritz 2011, Bader/Fritz 2011, Fritz/Bader 2010) sind Befragungen praktisch blind.

Die Arbeit mit einer Verbindung von Methoden ist noch in anderer Hinsicht lehrreich. Unsere Fallstudien hatten in Bezug auf die Befragung eine heuristische Funktion, da sie es erlaubten, relevante Probleme zu identifizieren und Fragestellungen für die Befragung zu generieren. Umgekehrt erlaubte es die Befragung, das Bild zu vervollständigen, das die Fallstudien gezeigt hatten, indem ausgewählte Aspekte systematisch fokussiert werden konnten.

Die wechselseitige Ergänzung der Methoden führt damit auch zu Arten von Einsichten, die durch die Einzelmethode nicht zu gewinnen sind. Ein typisches Beispiel ist ein interessanter Kontrast, der sich beim Vergleich von Fallstudien zu ausgewählten Formaten und der Auswertung der Befragung zeigt und auf den wir noch näher eingehen werden: Es gibt einerseits international zahlreiche Beispiele für eine hochgradig erfolgreiche Nutzung von bestimmten Formaten in der Wissenschaft (z.B. Blogs oder Open Peer Review), andererseits fällt aber die Einschätzung dieser Formate durch Befragte in unserer Befragung häufig eher skeptisch aus. Hier zeigt sich eine bemerkenswerte Diskrepanz von erkennbarem Potenzial von „Leuchttürmen“ digitaler Formate einerseits und der eingeschränkten Akzeptanz und Nutzung dieser Formate in der Breite der Wissenschaften andererseits, wobei hier auch eine deutliche Fachspezifik zu erkennen ist – man denke an die zahlreichen Mathematik-Blogs (vgl. z.B. http://ncatlab.org/nlab/show/math+blogs#blogs_8 [05.10.2011]).

1.2.2 Die Datenbasis und ihre Gewinnung

Die Befragung wurde online vom 23.06.2010 bis 09.03.2011 in zwei Wellen durchgeführt:

- 1) Adressierung über Universitäten: Hier wurden an fünf Universitäten zentral Hinweise auf die Online-Befragung verbreitet. In dieser ersten Welle der Befragung ergab sich ein Rücklauf von 389 vollständig ausgefüllten Fragebogen.
- 2) Direkte Adressierung über recherchierte E-Mail-Adressen: Insgesamt wurden 5700 Wissenschaftler an 14 deutschen Universitäten in breiter regionaler Streuung angeschrieben. Damit wurde ein Rücklauf von 664 vollständig bearbeiteten Fragebogen erreicht.

Während die Adressierung über die Institutionen nur einen mäßigen Rücklauf erzielte, kann die Beteiligung der direkt Angesprochenen als sehr zufriedenstellend gelten. Der Rücklauf von 664 Fragebogen entspricht einer

Quote von 12%. Insgesamt konnten 1053 vollständige Datensätze von Wissenschaftlern ausgewertet werden.

Diese Größenordnung lässt zwar kein repräsentatives Abbild der Grundgesamtheit von Wissenschaftlern in Deutschland erwarten, insbesondere auch im Hinblick auf die Verteilung der einzelnen Statusgruppen, sie erlaubt aber relativ gefestigte heuristische Aussagen über den Gegenstandsbereich. Ein möglicher Verzerrungsfaktor, von dem wir aber annehmen, dass er eher gering ist, könnte darin liegen, dass die Adressierung über E-Mail und die Form der Online-Befragung an sich schon selektiv ist gegenüber Personen, die auch diese Kommunikationsmittel nicht benutzen. Im Hinblick auf Hypothesen zur Spezifik der Nutzung von digitalen Formaten in unterschiedlichen Fächergruppen, Statusgruppen, Tätigkeitsschwerpunkten und Altersgruppen wurden entsprechende Daten erhoben, die wir hier kurz anführen.

Was die Fächergruppen angeht, so ergab sich ein starkes zahlenmäßiges Gewicht der Geistes- und Kulturwissenschaften (433 Befragte), gefolgt von Naturwissenschaften (325 Befragte) und Sozialwissenschaften (136 Befragte). Die Verteilung der Fächergruppen zeigt Abb. 1.

Fächergruppen

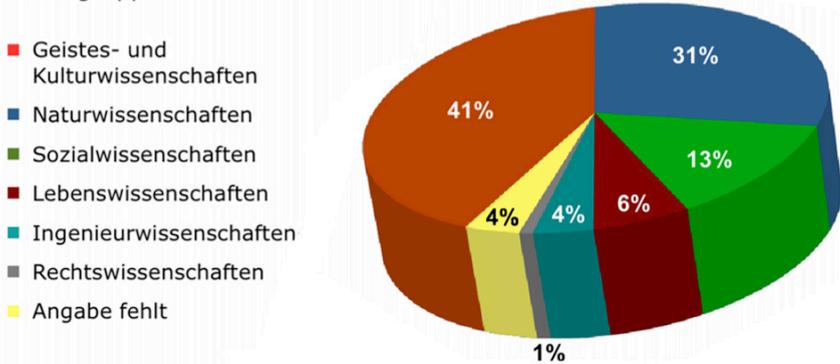


Abbildung 1: Verteilung nach Fächergruppen

Unter den akademischen Statusgruppen bildeten die Doktoranden mit 365 Befragten die größte Gruppe, gefolgt von den Postdoktoranden mit 277 Befragten und den Professoren im aktiven Dienst mit 256 Befragten. Die Verteilung nach Statusgruppen zeigt Abb. 2 auf der folgenden Seite.

Als ein weiteres Merkmal wurden Tätigkeitsschwerpunkte erhoben. Es ergab sich folgende Verteilung von Tätigkeitsschwerpunkten: 449 gaben an, vorwiegend in der Forschung tätig zu sein, 99 Befragte nannten die Lehre als Tätigkeitsschwerpunkt, 471 Befragte sind zu gleichen Teilen in Forschung

und Lehre tätig, 25 Befragte in der Wissenschaftsverwaltung und 9 Befragte in anderen Bereichen (z.B. Krankenversorgung).

Statusgruppen

- DoktorandInnen
- PostdoktorandInnen
- Akademische(r) Rat/Rätin
- Habilitiert/PrivatdozentIn
- ProfessorIn
- ProfessorIn i. R.
- Angabe fehlt

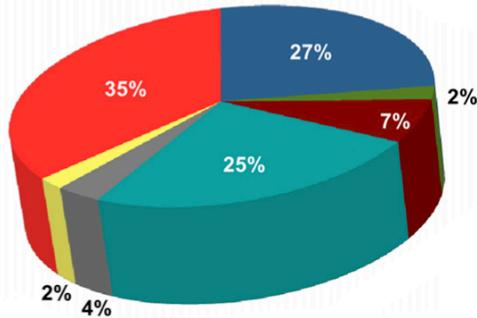


Abbildung 2: Verteilung nach Statusgruppen

Bei der Verteilung nach Altersgruppen ergab sich ein recht ausgewogenes Bild: 225 Befragte gaben an, 20 bis 29 Jahre alt zu sein, 328 Befragte – und damit die größte Altersgruppe – sind 30 bis 39 Jahre alt, 227 Befragte sind 40 bis 49 Jahre alt und 259 Befragte gaben an, 50 Jahre oder älter zu sein.

Altersgruppen

- 20 bis 29 Jahre
- 30 bis 39 Jahre
- 40 bis 49 Jahre
- 50 Jahre und älter
- Angabe fehlt

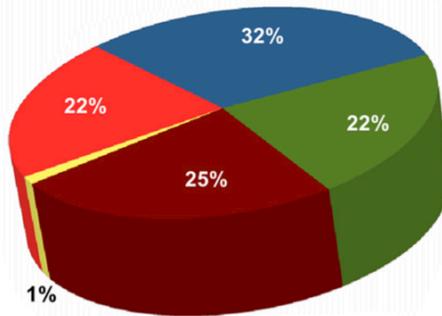


Abbildung 3: Verteilung nach Altersgruppen

1.2.3 Der Fragebogen

Sowohl für die Erstellung des Online-Fragebogens als auch für die Durchführung der Befragung und die anschließende Auswertung wurde die Online-Befragungssoftware „EFS Survey“ (Unipark) genutzt, die speziell für wissen-

schaftliche Befragungen vorgesehen ist. Der Online-Fragebogen enthielt neben der Start- und Schlussseite insgesamt 15 Seiten mit verschiedenen Fragen, die aber nicht alle von jedem Befragten zu sehen waren (siehe Anhang)². Die Bearbeitungszeit lag bei durchschnittlich 10 Minuten.

Der Fragebogen umfasste im Einzelnen Fragen zu folgenden Themenschwerpunkten:

- (i) das Spektrum der von Wissenschaftlern zur Kommunikation und Information genutzten Medien bzw. Formate,
- (ii) Medien und Formate in der Publikationspraxis (inkl. Begutachtungsverfahren),
- (iii) Nutzung spezifischer interaktiver Formate in verschiedenen Funktionen (Blogs, Mailinglists, Open-Peer-Review-Zeitschriften),
- (iv) Begründungen für die Nutzung bzw. Ablehnung bestimmter Formate bzw. Nutzungsformen dieser Formate,
- (v) wünschenswerte Innovationen, die bisher im Bereich der digitalen Formate noch nicht realisiert sind.

Innerhalb der Befragung gab es Filterfragen, die darüber entscheiden, welche Fragen als Folgefragen gestellt werden. Abb. 4 auf der folgenden Seite zeigt in Grundzügen die Struktur des Fragebogens.

1.3 Ergebnisse der Befragung – ein Überblick

1.3.1 Erste Befunde

Die Ergebnisse zu den zentralen Fragestellungen der Befragung werden in den folgenden Kapiteln detailliert ausgewertet und diskutiert. An dieser Stelle soll ein erster Überblick über die Ergebnisse und eine erste Einordnung dieser Ergebnisse gegeben werden. Eine zusammenfassende Einschätzung der heutigen Praxis der Nutzung digitaler Formate in der Wissenschaftskommunikation sowie von erkennbaren Entwicklungstrends geben wir in Kap. 6. Die Verteilung der Antworten auf die Fragen des Fragebogens im Einzelnen ist im Anhang zusammengestellt.

Was die allgemeine Kommunikation von Wissenschaftlern über ihr Arbeitsgebiet angeht, so ist die persönliche Face-to-face-Kommunikation innerhalb von Arbeitsgruppen und Instituten, aber auch auf Tagungen, weiterhin ein

² Der Anhang zu diesem Band ist online verfügbar: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2012/8539/>.

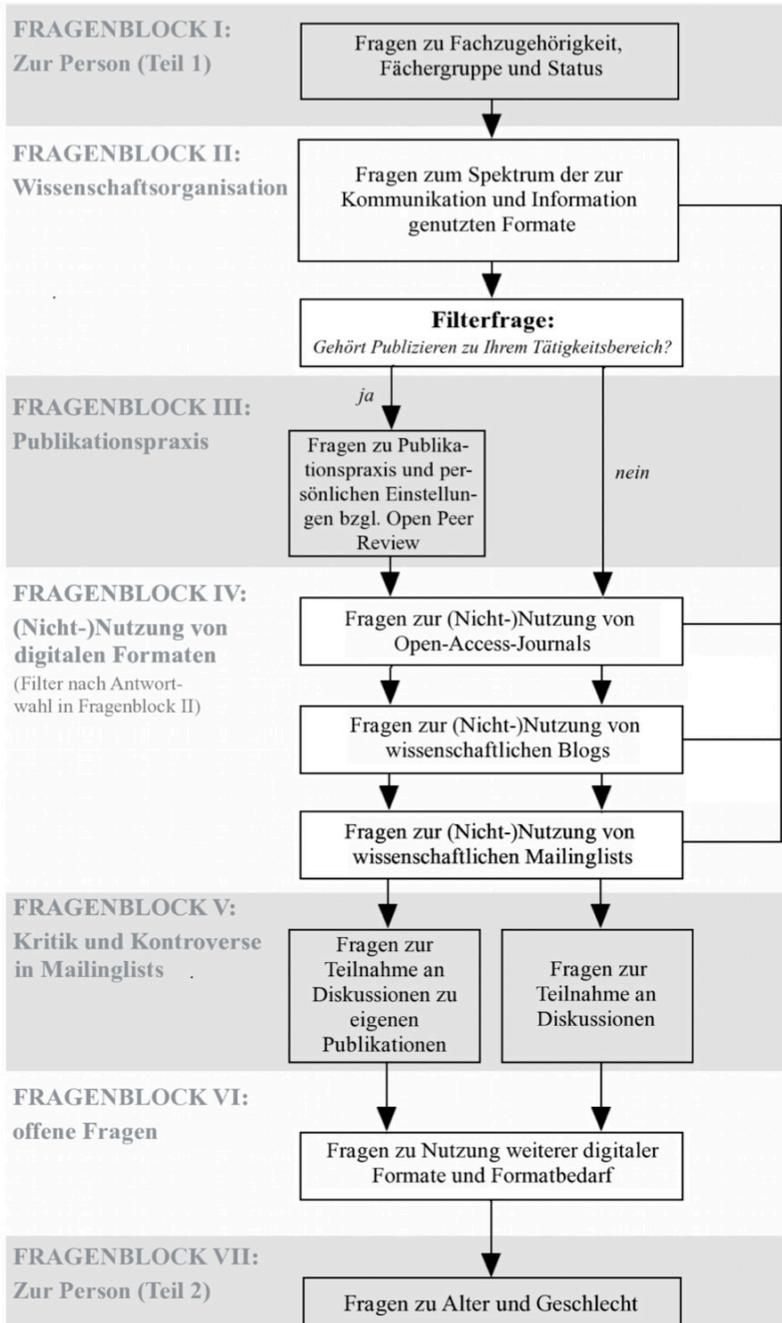


Abbildung 4: Grundstruktur des Fragebogens

zentraler Kommunikationsmodus, direkt gefolgt von der E-Mail-Kommunikation. Die Nutzung des Telefons spielt weiterhin eine wichtige Rolle, tritt aber gegenüber E-Mail deutlich zurück und wird ergänzt durch die Nutzung netzbasierter Austauschmedien wie Skype. Wissenschaftliche Mailinglists gehören mit 253 Nennungen ebenfalls noch zum engeren Kreis der zentralen Kommunikationsmittel. Demgegenüber tritt die Nutzung von wissenschaftlichen Blogs, Netzwerkportalen, Wikis und – mit großem Abstand – Twitter deutlich zurück.

Was die Information über Neuerscheinungen, aktuelle Forschungsergebnisse und relevante Literatur angeht, so spielt auch hier das persönliche Gespräch im Institut oder auf Tagungen eine wichtige Rolle. Damit etwa gleichauf werden Suchmaschinen, wissenschaftliche Printmedien und online verfügbare Zeitschriften genannt. Dahinter treten Bibliothekskataloge etwas zurück, in derselben Größenordnung der Nennungen wie Mailinglists. Auch hier spielen die typischen Web-2.0-Formate (Blogs, Social-Bookmarking-Dienste, Twitter) nur eine geringe Rolle.

In Bezug auf die Publikationspraxis lässt sich weiterhin ein großes Übergewicht der Nutzung von Printmedien feststellen (906 Nennungen). Daneben sind aber online verfügbare Zeitschriften mit 512 Nennungen schon stark vertreten. Auch die Publikation auf Servern (z.B. für digitale Hochschulschriften) ist mit 156 Erwähnungen ein nennenswerter Publikationsmodus. Innerhalb der Online-Publikationsmöglichkeiten ist die Nutzung von Open Peer Review umstritten. Näheres dazu wird in Abschnitt 2 ausgeführt.

Die schon erwähnte zögerliche Nutzung von wissenschaftlichen Blogs lässt sich nach unseren Daten auf verschiedene Gründe zurückführen. Der am häufigsten genannte Hinderungsgrund ist die Unübersichtlichkeit der Blogosphäre. Daneben wird als gewichtiger Faktor erwähnt, dass die Blog-Nutzung zu viel Zeit kostet und dass in Relation dazu der wissenschaftliche Nutzen der Blog-Lektüre zweifelhaft erscheint. Was die aktive Beteiligung an Blogs angeht, so ist ebenfalls der Zeitfaktor das am häufigsten genannte Hindernis. Daneben scheint aber ein besonderes Hindernis darin zu bestehen, dass Blogbeiträge im wissenschaftlichen Belohnungssystem (noch) nicht ausreichend verankert sind. Eine differenzierte Analyse der Befunde gibt Abschnitt 4.

Was Fächergruppen, Statusgruppen und Altersgruppen angeht, so sind in unseren Daten einige Spezifika in insgesamt aber eher geringem Umfang zu erkennen. Diese werden in Abschnitt 5 näher beleuchtet. Beispiele sind etwa die relativ stärkere Nutzung von Mailinglists bei Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaftlern im Vergleich mit Naturwissenschaftlern. Umgekehrt ist Open Peer Review im Bereich der Naturwissenschaften schon stärker etabliert als bei den Geistes- und Kulturwissenschaften. Was das Interesse an dem Transparenzpotenzial in Open Peer Review angeht, so scheint es bei jungen

Wissenschaftlern etwas stärker ausgeprägt zu sein als bei den etablierten. Insgesamt ist aber eine starke Akzeptanz von Formaten digitaler Wissenschaftskommunikation auch bei der Generation der „Digital Natives“ (noch) nicht zu erkennen.

1.3.2 Zur Praxis der Nutzung digitaler Formate in der Wissenschaftskommunikation – ein erstes Bild

Wenn man die erhobenen Befunde in sehr allgemeiner Form nutzt, um ein Bild von der Praxis der Nutzung digitaler Formate zu gewinnen, so scheinen mit aller gebotenen Vorsicht einige erste Verallgemeinerungen möglich zu sein. Eine genauere Einschätzung mit Hinweisen auf Entwicklungsperspektiven geben wir in Kapitel 6.

- 1) Wissenschaftler nutzen digitale Formate dann, wenn sich diese Nutzung in ihre schon etablierte wissenschaftliche Praxis einbetten lässt, d.h. zur (besseren) Lösung schon existierender kommunikativer Aufgaben beiträgt. Das offensichtlichste Beispiel ist die Nutzung von E-Mail, die sich sehr schnell und in voller Breite der Wissenschaften durchgesetzt hat. Hier ist erkennbar, dass das digitale Format die Lösung von kommunikativen Aufgaben ermöglicht, die es vorher schon gab, und es darüber hinaus ermöglicht, diese effektiver zu lösen als mit den alten Mitteln von Post und Telefon, man denke an die erhöhte Geschwindigkeit der Übermittlung und die Unabhängigkeit von Tagesrhythmen und Zeitzonen.
- 2) Wissenschaftler nutzen digitale Formate dann, wenn die Nutzung auf erkennbare Art und Weise die wissenschaftliche Praxis effektiver macht oder deren Möglichkeiten erweitert. Dies gilt offensichtlich für die Nutzung von digital verfügbaren Daten und Analyseverfahren im Forschungsprozess (z.B. Korpora und Analysealgorithmen in den Sprachwissenschaften), die eine weitreichende Veränderung der Wissenschaftspraxis bedeutet, ebenso wie die Nutzung von Suchmaschinen und Wikis wie *Wikipedia* oder fachspezifische Wikiprojekte (z.B. *Glottopedia*).
- 3) Die unter Punkt 2 angedeutete rationale, um nicht zu sagen „opportunistische“ Einstellung von Wissenschaftlern zu den neuen digitalen Formaten zeigt sich insbesondere im Hinblick auf die Nutzung ihres Zeitbudgets und das Management ihrer Reputation. Beispielsweise ist die Nutzung von Mailinglists als Servicelists zur Information über Calls for Papers, Stellenausschreibungen etc. (i) sowohl für aktive als auch passive Nutzer effizient, weil damit ein offensichtliches kommunikatives Bedürfnis befriedigt wird, und (ii) auch wenig zeitintensiv.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass Mailinglists in dieser Funktion in vielen Scientific Communities auch weiterhin gut etabliert sind. Ähnliches kann man beispielsweise von digitalen Rezensionsorganen in den Geisteswissenschaften sagen. Auch sie sind Serviceformate und als solche effizient, und sie stützen sich zusätzlich auf eine fest etablierte Rezensionspraxis in den entsprechenden Fächern.

- 4) Andererseits zeigen unsere Befunde, dass für viele Wissenschaftler die aktive Teilnahme an Diskussionen oder gar Kontroversen in digitalen Formaten (Mailinglists, Blogs, Open Peer Review) als wenig attraktiv gilt, weil sie zeitintensiv und im Hinblick auf die Reputation auch risikoträchtig sein kann. Generell steht das Lesen und Schreiben von Blogposts bei vielen Wissenschaftlern im Verdacht, Zeitverschwendung zu sein, da Blogs im Ruf stehen, kein ausreichendes wissenschaftliches Niveau zu erreichen. Hier muss man allerdings zwei Einschränkungen machen, die in unserem Datenmaterial jedoch nicht sehr deutlich hervortreten: Erstens scheinen in bestimmten Disziplinen wie beispielsweise in manchen Arbeitsbereichen der Mathematik die Nutzungsmöglichkeiten von Blogs der Praxis der Wissenschaftler besser zu entsprechen als in anderen. Darauf deutet allein schon die Zahl der aktiven mathematischen Blogs hin. In Fallstudien konnte die aktive Nutzung von Blogs in diesem Bereich auch genauer beschrieben werden (vgl. Beobachtungen zum *n-Category-Café* in Fritz/Bader 2010; vgl. dazu auch Baez/Schreiber/Bartlett 2011). Zweitens können Blogs eine Unterhaltungs- und Identifikationsfunktion in einer Community haben, wie beispielsweise der erfolgreiche Sprachwissenschaftsblog *Language Log*, der eine Leserschaft auch von aktiven Wissenschaftlern verzeichnen kann (vgl. Fritz 2011a). Bei derartigen „Leuchttürmen“ gewinnen natürlich auch die Betreiber bzw. Autoren an Sichtbarkeit und damit an (einer Form von) Reputation.
- 5) Nach den Daten unserer Befragung scheint die kollaborative Nutzung von geeigneten digitalen Formaten (Blogs, Wikis) bisher noch wenig etabliert zu sein. Dies hängt wohl primär mit der individualisierten Leistungserkennung in vielen Zweigen der Wissenschaft zusammen.
- 6) Grundlegende Veränderungen der Wissenschaftspraxis, die man von der Nutzung von digitalen Formaten in der Wissenschaftskommunikation erwarten könnte, scheinen bisher in der Breite der Wissenschaften in Deutschland noch nicht eingetreten zu sein. Die Existenz von erfolgreichen Modellen für die Nutzung digitaler Formate auf der einen Seite und die zögernde Aufnahme dieser Formate auf der anderen, lässt sich als Zeichen einer Frühphase eines Diffusionsprozesses deuten.

2. Open Peer Review

2.1 Peer Review – die gängige Praxis

Gutachten gehören zu den wichtigsten Instrumenten der Qualitätssicherung in der Wissenschaft. Sie werden genutzt bei Promotionsverfahren, bei Berufungsverfahren, bei der Vergabe von Drittmitteln, bei der Annahme von Manuskripten in wissenschaftlichen Buchreihen und insbesondere bei der Annahme und Weiterbearbeitung von Aufsatzmanuskripten für wissenschaftliche Zeitschriften. Während noch vor 30 oder 40 Jahren in vielen Fächern die Herausgeber von wissenschaftlichen Reihen und Zeitschriften in eigener Machtvollkommenheit Entscheidungen über Annahme und Ablehnung trafen, ist das heute international eher ungewöhnlich. Aufgrund der Diversifizierung vieler Disziplinen erscheint es heute den Herausgebern meist zu risikoreich, sich bei solchen Entscheidungen auf die Breite der eigenen wissenschaftlichen Qualifikation zu verlassen, so dass es sich eingebürgert hat und oft auch in Verlagsverträgen verankert ist, dass für die Entscheidung das Urteil von Spezialisten des jeweiligen Arbeitsgebiets eingeholt werden muss.

Diese inzwischen fest etablierte Praxis, international als „Peer Review“ bezeichnet, funktioniert, soweit man das aus der Position einzelner Wissenschaftler beurteilen kann, oft recht gut. Allerdings gibt es bei dieser Praxis eine Reihe von wohlbekannten Problemen, die durch geeignete Verfahrensweisen minimiert werden sollen. So werden etwa, um sicherzustellen, dass Gutachter einen möglichst hohen Grad der Unparteilichkeit gegenüber einem Manuskript einhalten, zumeist doppelt verdeckte Gutachten (double-blind review) gewählt, d.h. der Gutachter bekommt den Namen des Verfassers nicht mitgeteilt, ebenso wie der Verfasser den Namen des Gutachters nicht erfährt. Faktisch ist es natürlich so, dass in vielen Fällen der Gutachter als Spezialist in seinem Arbeitsgebiet aufgrund verschiedener Indizien den Verfasser doch erkennt, und auch der Verfasser kann aufgrund von Kommentaren, die ihm mitgeteilt werden, oder Auflagen, die ihm gemacht werden, oft den Gutachter erschließen. Um eine mögliche Parteilichkeit weiter auszugleichen, werden in kritischen Fällen Gutachten von Vertretern unterschiedlicher Forschungsrichtungen eingeholt.

Dass das System der Peer Review nicht immer fehlerfrei funktioniert, ist Wissenschaftlern wohlbekannt. Schon die Auswahl der Gutachter ist oft dem Zufall oder bestimmten Vorlieben der Herausgeber überlassen. Dabei besteht oft eine Schwierigkeit schon darin, überhaupt geeignete Gutachter zu finden, die einschlägig qualifiziert und auch bereit sind, Zeit für ein gründliches Gutachten zu investieren. Denn Gutachten tragen nur bedingt zur Reputation

eines Wissenschaftlers bei und können dem Gutachter im schlimmsten Fall auch noch Ungelegenheiten machen. Was das Ergebnis des Prozesses angeht, so gibt es im ungünstigen Fall negative Gutachten, die keine Hinweise auf die Verbesserung des betreffenden Beitrags geben, es gibt die Ablehnung von Manuskripten aufgrund von fehlendem Stallgeruch einer bestimmten Schule, es gibt Ablehnungen aus persönlichen Gründen, es gibt die Annahme von mittelmäßigen Manuskripten aufgrund von Seilschaftsbeziehungen, es gibt das Nicht-Erkennen von Plagiaten usw.

Ein guter Teil dieser potenziellen Mängel hängt mit einem Grundproblem des gängigen Peer-Review-Verfahrens zusammen, nämlich der fehlenden Transparenz des Verfahrens. Große Teile dieses Verfahrens spielen sich aus der Sicht des Begutachteten „hinter verschlossenen Türen“ ab, von der Gutachterwahl über die Ausführung der Gutachten bis hin zur Auswahl der Information über die Gutachten, die dem Verfasser einer zu begutachtenden Schrift zugänglich gemacht wird. Diese Intransparenz, so die Auffassung mancher Wissenschaftler, erhöht einerseits das Risiko von Fehlentscheidungen und ist andererseits auch ineffizient, da möglicherweise wertvolle Informationen und Argumentationen aus dem Verfahren den Verfassern und insbesondere auch der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorenthalten werden.

2.2 Formen des Open-Peer-Review-Verfahrens

Dieses Problem der fehlenden Transparenz war ein entscheidender Ausgangspunkt für die Entwicklung von Konzepten des „Open Peer Review“ in digitalen Open-Access-Zeitschriften. Dabei gibt es Formatvarianten mit unterschiedlich starken interaktiven Elementen, deren Unterscheidung für die Antworten in unserer Umfrage relevant ist. Ich skizziere hier kurz drei Typen:

- 1) Im ersten Typ wird ein Aufsatz nach konventionellem Peer-Review-Verfahren publiziert und danach können aus der Scientific Community Kommentare publiziert werden. Hier ist also das eigentliche Begutachtungsverfahren nicht interaktiv, ein zusätzliches interaktives Element ist nachgelagert. Dieses Verfahren wird beispielsweise bei *Plos One* praktiziert, wo es folgendermaßen beschrieben wird:

PLoS ONE will rigorously peer-review your submissions and publish all papers that are judged to be technically sound. Judgments about the importance of any particular paper are then made after publication by the readership (who are the most qualified to determine what is of interest to them).

- 2) Im zweiten Typ wird ein wissenschaftlicher Aufsatz traditionell begutachtet und der überarbeitete Aufsatz wird zusammen mit Kommentaren der Gutachter und Reaktionen der Autoren auf die Gutachterkommentare veröffentlicht. Danach können Mitglieder der Scientific Community auch noch Kommentare zu Aufsatz und Verfahren schreiben. Hier ist also die Transparenz des Begutachtungsverfahrens durch die nachträgliche Publikation der Gutachten erhöht und es sind zwei interaktive Elemente realisiert, nämlich die Reaktion der Autoren auf die Gutachten und die nachträgliche Stellungnahme anderer Wissenschaftler. Die erste Phase des Begutachtungsverfahrens selbst ist aber zunächst nicht „offen“. Dieses Verfahren wird etwa in *Biology Direct* praktiziert. Die Zeitschrift beschreibt ihre Publikationsidee folgendermaßen:

Biology Direct's key aim is to provide authors and readers with an alternative to the traditional model of peer review. This includes making the author responsible for obtaining reviewers' reports [from a panel of potential reviewers provided by the journal's Editorial Board, GF]; making the peer review process open rather than anonymous; and making the reviewers' reports public, thus increasing the responsibility of the referees and eliminating sources of abuse in the refereeing process.

Von diesem Begutachtungsverfahren zu unterscheiden ist ein anderes interaktives Verfahren, das etwa in *Behavioral and Brain Sciences* praktiziert wird, wo die endgültigen Versionen der Beiträge von Spezialisten kommentiert werden und der Verfasser auf diese Kommentare reagieren kann. Beitrag, Kommentare und Verfasserreaktionen werden zusammen publiziert.

- 3) Eine dritte Möglichkeit besteht darin, schon das Begutachtungsverfahren selbst interaktiv und offen zu gestalten, um Transparenz und Partizipation von Autoren, Gutachtern und interessierten Wissenschaftlern schon von Beginn des Review-Prozesses an strukturell zu verankern. Diesen Modus wählt beispielsweise die digitale Open-Access-Zeitschrift *Atmospheric Chemistry and Physics* seit 2001. Dort werden die eingereichten Manuskripte nach einer kurzen Überprüfung („access review“) als „discussion papers“ (DP) im Diskussionsforum (ACPD) veröffentlicht. Danach haben nicht nur die bestellten Referees (nach eigener Wahl anonym oder mit Namensnennung), sondern auch alle anderen bei ACP registrierten Mitglieder der wissenschaftlichen Gemeinschaft (letztere in sog. „Short Comments“) acht Wochen lang die Möglichkeit, das Discussion Paper zu kommentieren. Auch die Verfasser des zu diskutierenden Aufsatzes können zu allen Beiträgen Stellung nehmen, und die Reviewer können sich innerhalb ihrer Gut-

achten aufeinander beziehen. Dadurch entsteht eine Kombination aus transparentem Peer-Reviewing und einem offenen Diskussionsforum. Das Begutachtungsverfahren ist in der folgenden Abbildung anschaulich dargestellt:

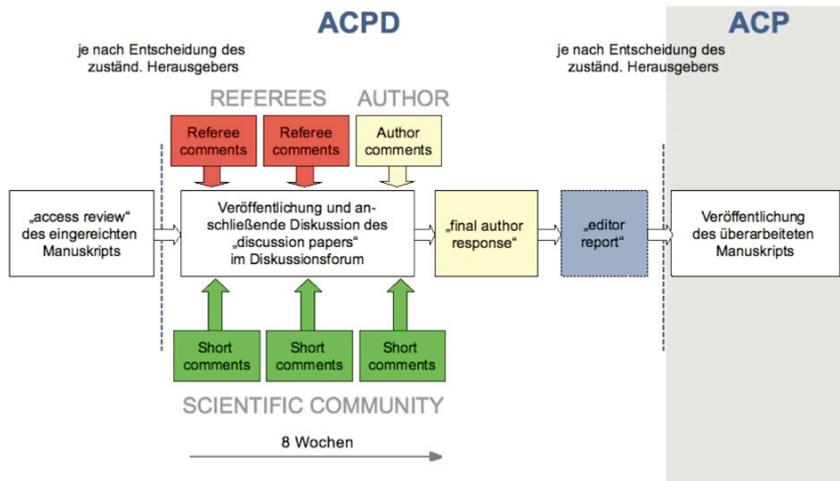


Abbildung 5: Zweistufiges Open-Peer-Review-Verfahren in ACP und ACPD

Nach Auffassung der Verfechter dieses dritten Typs von digitaler Wissenschaftszeitschrift löst dieses Format einige Probleme des traditionellen Begutachtungsverfahrens. Es lohnt sich, diese Aspekte hier kurz zu erwähnen, da sie in den offenen Kommentaren der Befragung mehrfach eine Rolle spielen.

Das interaktive Peer Review und die öffentliche Diskussion bieten direktes Feedback und öffentliche Anerkennung für hochwertige Artikel (Vorteil für Autoren); sie verhindern oder verringern die Gefahr verdeckter Behinderungen und Plagiate (Vorteil für Autoren); sie stellen eine vollständige und zitierbare Dokumentation kritischer Kommentare, kontroverser Argumente, wissenschaftlicher Fehler und komplementärer Informationen bereit (Vorteil für Gutachter und Leser); sie decken Mängel auf und schrecken vor der Einreichung von nachlässig erstellten Manuskripten ab, damit tragen sie zur Vermeidung/Verringerung von Zeit- und Arbeitsverschwendung für mangelhafte Einreichungen bei (Vorteil für Gutachter, Herausgeber, Verleger und Leser). [...] Leser, die vorrangig an der Quintessenz der durch Gutachter und Herausgeber vollständig begutachteten und genehmigten Manuskripte interessiert sind, können sich einfach auf die in der Zeitschrift publizierte revidierte Endfassung (oder aber auf ihren Abstract) konzentrieren und die vorangegangenen Diskussionsartikel sowie die im Diskussionsforum veröffentlichten interaktiven Kommentare außer Acht lassen. (Pöschl 2011, 121)

2.3 Befragungsergebnisse zu Open Peer Review

2.3.1 Veröffentlichung von Gutachten

Mit einer ersten Frage sollte erhoben werden, welche Einstellung die Wissenschaftler unserer Stichprobe als Gutachter bzw. als Begutachtete oder als Leser zur Publikation von Gutachten in Online-Zeitschriften haben. Die Frage lautete: *In der Online-Version einer renommierten Fachzeitschrift Ihres Faches sollen zukünftig nicht nur die begutachteten Beiträge, sondern auch die Gutachten (anonym) veröffentlicht werden. Was halten Sie davon?*

Danach wurden die Antwortmöglichkeiten differenziert nach den drei Kategorien „als Gutachter“, „als Autor“ und „als Leser“.

Aus der *Perspektive der Gutachter* waren Befürworter und Gegner der Veröffentlichung von Gutachten insgesamt folgendermaßen verteilt: Befürwortung insgesamt 46%, Ablehnung 54%.

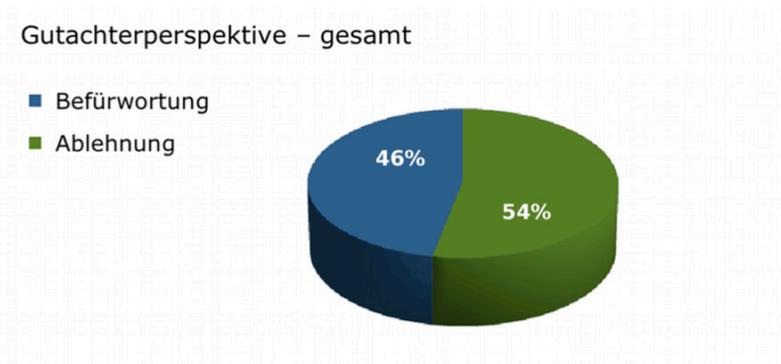


Abbildung 6: Befürwortung und Ablehnung der Publikation von Gutachten

Dabei ergaben sich einige interessante Verteilungen innerhalb der Wissenschaftlergruppen. In der Befürwortung stehen die Geistes- und Kulturwissenschaftler mit 39% deutlich zurück hinter den Naturwissenschaftlern (47%), den Sozialwissenschaftlern (49%) und der – relativ kleinen – Gruppe der Lebenswissenschaftler (61%). Hier kann man deutliche Unterschiede der Fachkulturen erkennen.

Ein interessanter Befund ergibt sich auch bei den Statusgruppen: Die Professoren, die ja für entsprechende Gutachten am ehesten zuständig sind, plädieren nur zu 37% für die Publikation. Darin zeigt sich erkennbar ein deutliches Problem für die derzeitige Akzeptanz von Open Peer Review. Bemerkenswert erscheint, dass die älteren Professoren (über 50 Jahre) die Publikation von Gutachten etwas stärker befürworten (41%) als die jüngeren

der Altersgruppe 40-49 (34%). Hier könnte man vermuten, dass die jüngeren Professoren ein stärkeres Reputationsrisiko in der Veröffentlichung von Gutachten sehen.

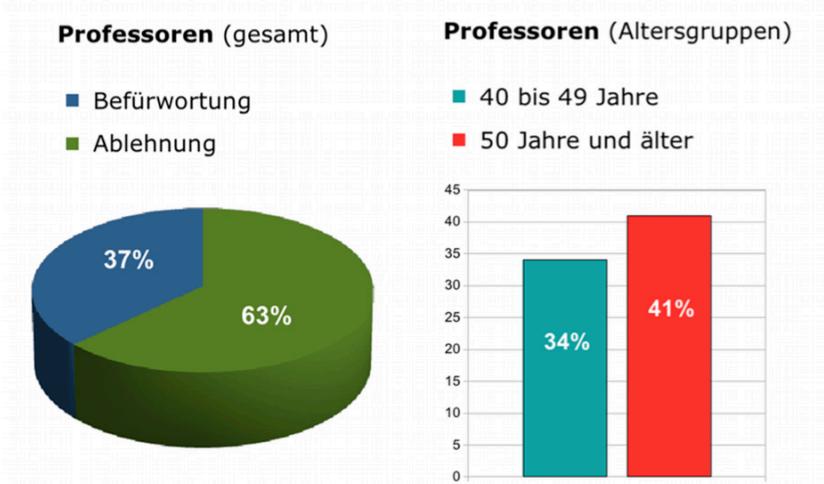


Abbildung 7: Befürwortung der Publikation von Gutachten aus der Gutachterperspektive (Professoren)

Aus der *Autorenperspektive* stellen sich die Verteilungen in der Gesamtheit ganz ähnlich dar: 44% Befürwortenden stehen 56% Ablehnende gegenüber. Wiederum sind es die Geistes- und Kulturwissenschaften, die in ihrer Zustimmung (36%) gegenüber den Lebenswissenschaften (57%), den Naturwissenschaften (48%) und den Sozialwissenschaften (47%) zurückstehen.

Bei den Statusgruppen ergibt sich ein stärker differenziertes Bild. Auch hier zeigen die Professoren mit 35% Befürwortung eine deutlich skeptische Einstellung, die bei den Geistes- und Kulturwissenschaften besonders stark ausgeprägt ist (27%), während alle anderen Gruppen mit 44% bis 50% weit darüber liegen. Dies gilt insbesondere für die Privatdozenten (48%) und die Doktoranden (50%). Bei den jungen Wissenschaftlern scheint also ein erkennbares Bedürfnis nach Transparenz von Begutachtungsverfahren erkennbar.

Diese Deutung stützt auch die Betrachtung der Zahlen für die *Leserperspektive*: Jeweils 61% der 20-29-Jährigen und der Statusgruppe der Doktoranden, die ja zu einem guten Teil dieser Altersgruppe angehören, würden solche Gutachten gerne lesen. Die Gesamtbefürwortung liegt dagegen nur bei 47%, wobei die Extreme der Fächerzonen, 43% für Geistes- und Kulturwissenschaften und 50% für die Naturwissenschaften, nicht sehr weit divergieren.

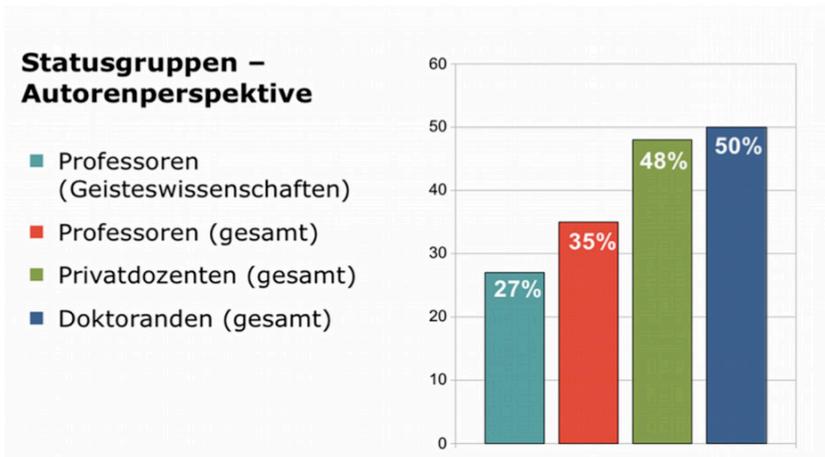


Abbildung 8: Befürwortung der Publikation von Gutachten aus der Perspektive des Autors (Statusgruppen)

Betrachtet man die Zahlen unter dem Gesichtspunkt der Ablehnung, so sind es wiederum die Professoren, die auch als Leser die Veröffentlichung von Gutachten mit 66% am deutlichsten ablehnen, wobei auch hier gewisse disziplinäre Unterschiede zu erkennen sind. Bei den Professoren führen die Naturwissenschaften mit 70% und die Geistes- und Kulturwissenschaften mit 68% die Ablehnungsfront an, während sich die Sozial- und die Lebenswissenschaften mit jeweils 61% etwas weniger stark ablehnend verhalten.

Diese zahlenmäßigen Befunde wecken natürlich ein Interesse an den Gründen, die für Befürwortung und Ablehnung der Veröffentlichung von Gutachten jeweils eine Rolle spielen. Im Datenmaterial unserer Befragung haben wir zwei Mengen von Daten, die jeweils einschlägig sind, erstens die Antworten auf die Frage nach den Gründen für die Befürwortung bzw. Ablehnung und zweitens die offenen Kommentare, die sich auf die entsprechenden Gründe beziehen. An dieser Stelle kann schon festgestellt werden, dass die absolute Zahl der offenen Kommentare für diesen Bereich ganz exzeptionell ist, was darauf hindeutet, dass der Bereich der Begutachtung für den Wissenschaftsbetrieb als von hoher Relevanz eingeschätzt wird (355 offene Kommentare zu Peer Review von insgesamt 1.962 offenen Kommentaren).

Inbesondere bei den Gründen für die Ablehnung der Veröffentlichung von Gutachten bieten die offenen Kommentare vielfältige interessante Hinweise.

Die Frage nach den Gründen für Befürwortung oder Ablehnung, die in den Antwortoptionen jeweils nach der vorgehenden Beantwortung differenziert wurde, lautete: *Wir würden gerne mehr über die Gründe für Ihre Antwortwahl bei der vorigen Frage erfahren. Inwieweit treffen die folgenden Punkte*

auf Sie zu? Dabei wurden die Antwortmöglichkeiten mit einer fünfstufigen Skala von „trifft überhaupt nicht zu“ bis „trifft voll und ganz zu“ skaliert.

Wir behandeln im Folgenden zunächst die Antwortmöglichkeiten für die Begründung der Befürwortung und schließen daran die einschlägigen offenen Kommentare an. Danach behandeln wir die Antwortmöglichkeiten für die Begründung der Ablehnung und schließen auch daran die Auswertung der offenen Kommentare an.

Die Antwortoptionen für die Begründung der Befürwortung (hier nummeriert) lauteten:

- 1) Meiner Meinung nach erhöht die Transparenz des Prozesses die Qualitätsansprüche an die Gutachter und wirkt sich positiv auf die Qualität der Beiträge aus.
- 2) Ich finde es gut, dass durch die Online-Veröffentlichung des Gutachtens endlich auch die Arbeit des Gutachters/der Gutachterin öffentlich wahrgenommen wird.
- 3) Ich finde, durch die Transparenz werden die Beurteilungen und die zugrunde liegenden Bewertungsprinzipien für den Autor/die Autorin besser nachvollziehbar.
- 4) Ich befürworte die Veröffentlichung, da so z.B. Nachwuchswissenschaftler einen Einblick in die Praxis der Anwendung von Qualitätskriterien und Formen der wissenschaftlichen Argumentation bekommen.

Kurz zusammengefasst lassen sich die Ergebnisse dieses Begründungsblocks folgendermaßen darstellen:

Antwortoption 1 (Erhöhung der Qualitätsansprüche): Mit 420 Nennungen in den beiden obersten Skalenwerten steht diese Antwortoption an der Spitze der genannten Gründe. (Die überwiegende Mehrheit (72%) der diese Frage beantwortenden Teilnehmer wählte hier die beiden obersten Skalenwerte.) Man kann also davon ausgehen, dass dieser Grund als gewichtig angesehen wird. Die Wahl dieser beiden Skalenwerte innerhalb der einzelnen Fächerzonen verteilt sich folgendermaßen: Geistes- und Kulturwissenschaften (66%), Sozialwissenschaften (73%), Naturwissenschaften (79%), Lebenswissenschaften (80%). Was die Statusgruppen angeht, so sind insgesamt keine starken Unterschiede zwischen den Gruppen zu erkennen, sie liegen zwischen 69% (Doktoranden) und 75% (Privatdozenten). Nur die Professoren im Ruhestand liegen hier mit 82% etwas darüber.

Antwortoption 2 (Wahrnehmung der Gutachterleistung): Diese Option liegt mit 207 Nennungen in den beiden obersten Skalenwerten deutlich unter Option 1. Dabei unterscheiden sich die Statusgruppen nur wenig in ihrer Einschätzung der Bedeutung dieses Faktors.

Antwortoption 3 (Bewertungsprinzipien besser nachvollziehbar): Mit 303 Nennungen ist Option 3 wieder als gewichtiger bewertet. Innerhalb der Statusgruppen sind es die Doktoranden mit 82%, die diesen Grund besonders hervorheben, die Professoren (73%) und die Privatdozenten (72%) liegen in ihrer Einschätzung der Bedeutung dieses Faktors nur geringfügig darunter.

Antwortoption 4 (Einblick für Nachwuchswissenschaftler): Mit 326 Nennungen in den beiden obersten Skalenwerten ist dies ebenfalls ein hoch gewichteter Grund. In diesem Punkt sind sich die Doktoranden und die Professoren mit jeweils 81% der Wahl dieser Skalenwerte einig. Auch die Fächerzonen unterscheiden sich in diesem Punkt nicht erheblich.

Die für die Begründung der Befürwortung einschlägigen offenen Kommentare sind nicht sehr zahlreich und berücksichtigen im Wesentlichen die abgefragten Gesichtspunkte, wie folgende Kommentarbeispiele zeigen:

1307 Da stimme ich völlig zu. Die Gutachter müssen ihre Qualitätskriterien offen darlegen und auch offen zu ihren Einschätzungen stehen. (Postdoktorand, Anglistik)

1106 Qualitätskriterien der Gutachter erfährt man als Nachwuchswissenschaftler sonst manchmal erst wenn es zu spät ist, nämlich wenn die Gutachter ein negatives Review schreiben.

1309 Ich finde das sehr gut, da dadurch auch die Gutachten transparent werden und Gutachten, die oft nicht sehr hilfreich sind, auch zur Diskussion gestellt werden können (sage ich als Autor).

2018 Essentieller Teil der Wissenschaft ist eine offene Diskussion. Deswegen sollten die Gutachten auch öffentlich zugänglich sein. Gerade die Gutachten beeinflussen ja die endgültige Publikation oft enorm.

1905 Jede Maßnahme, die zu einer Erhöhung der verloren gegangenen Transparenz führt, ist zu begrüßen!

1705 Ich hoffe, dass durch die öffentlichen Gutachten das Nicht-Funktionieren des Peer-Review-Systems endlich offensichtlich wird. (Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Sozialwissenschaften)

1285 Ich halte Transparenz in jedem Fall für sinnvoll und würde mich dem nicht verschließen, allerdings glaube ich, dass die Gutachten nur in den seltensten Fällen gelesen würden. (Slawistik)

1703 Ich befürworte die Veröffentlichung der Gutachten, damit sich die Leser des Beitrags ein besseres Bild von der Qualität des Beitrags machen können. (Doktorand, Sozialwissenschaften)

2078 Ergänzend würde ich anfügen, dass durch die Veröffentlichung der Gutachten die Forschung weiter stimuliert und vorangetrieben werden könnte. Aus meinem Tätigkeitsbereich weiß ich, dass die Reviewer-Kommentare einen sehr großen Wert besitzen. Also: die Veröffentlichung von Gutachten wäre meiner Meinung nach im Sinne der Forschung. (Doktorandin, Naturwissenschaften)

1463 Jede Seite ist wertvoll. Gutachten könnten als online supplementary material verfügbar gemacht werden.

Kommen wir nun zur Ablehnung der Veröffentlichung von Gutachten im Peer Review. Hier waren in der Befragung folgende Gründe vorgegeben:

- 1) Ich finde, dass die Veröffentlichung von Gutachten für den Gutachter eine unnötige zusätzliche Arbeitsbelastung mit sich bringt.
- 2) Meiner Meinung nach ist die Gefahr des Reputationsverlustes für den Autor zu hoch.
- 3) Ich finde, dass die zusätzliche Veröffentlichung der Gutachtentexte für den Leser zu einem Informationsüberfluss führt.

Die Ergebnisse dieses Begründungsblocks lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

Antwortoption 1 (unnötige Arbeitsbelastung): Mit 241 Nennungen in den beiden obersten Skalenwerten ist diese Begründung recht stark vertreten. Signifikante Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppierungen sind nicht zu erkennen. Die Vermutung, dass Professoren diese Begründung besonders hervorheben würden, bestätigt sich nicht.

Antwortoption 2 (Gefahr des Reputationsverlusts): Mit 290 Nennungen in den beiden obersten Skalenwerten steht diese Begründung – fast gleichauf mit der dritten Option – ganz offensichtlich im Vordergrund. Im Ganzen ist diese Einschätzung über die verschiedenen Gruppierungen recht gleichmäßig verteilt. Eine gewisse Differenzierung könnte man zwischen Sozialwissenschaften und Naturwissenschaften sehen (67% vs. 54% in den beiden obersten Skalenwerten). Die Geistes- und Kulturwissenschaften liegen mit 59% im Zwischenbereich.

Antwortoption 3 (Informationsüberfluss): Diese Antwortoption steht mit 316 Nennungen an der Spitze der Begründungen. Auch hier verteilt sich die Einschätzung ziemlich gleichmäßig über Fächerzonen, Altersgruppen und Statusgruppen.

Ein besonders auffälliger Befund dieses Bereichs der Befragung besteht in der hohen Zahl von offenen Kommentaren zur Begründung der Ablehnung einer Veröffentlichung von Gutachten. Auch hier werden in den Kommentaren Aspekte erwähnt, die den abgefragten Gründen entsprechen (z.B. Mehr-

aufwand und Informationsüberfluss). Aber es erweitert sich auch das Spektrum der erwähnten Gründe gegenüber den vorgegebenen Antwortoptionen, so dass es sich lohnt, auf die offenen Kommentare etwas ausführlicher einzugehen. Allerdings kann an dieser Stelle nicht das ganze Korpus der Kommentare ausgebreitet werden, so dass wir uns darauf beschränken, einige charakteristische Belege für häufig genannte Typen von Begründungen und Reflexionen zu geben.

Ein Gesichtspunkt, der für das Verständnis der Kommentare eine Rolle spielt, ist die Tatsache, dass die Kommentierenden teilweise unterschiedliche Modelle des Open Peer Review vor Augen haben. So gelten manche Einwände beispielsweise nur für ein Verfahren, bei dem die Gutachten zusammen mit der endgültigen Version des begutachteten Aufsatzes publiziert werden (vgl. *PlosOne*), einem Verfahren, das sich dem Einwand der Redundanz stärker aussetzt als das Verfahren, die ganze Interaktion zu dokumentieren (vgl. *ACP*).

Wir sortieren die wiedergegebenen Kommentare im Folgenden nach den wichtigsten Typen von Begründungen und Reflexionen und geben jeweils Belege für Kommentare des betreffenden Typs. Dabei gehen die Kommentare häufig auf mehrere Aspekte des Problems der Veröffentlichung von Gutachten ein, so dass sich Querverbindungen und Mehrfachzuordnungen ergeben. Folgende Gesichtspunkte zur Problematisierung der Veröffentlichung von Peer-Review-Gutachten heben wir hervor: 1. Fehlender Nutzen bzw. Mehrwert einer Publikation der Gutachten, 2. Probleme der Anonymität und Vertraulichkeit, 3. Publikationsbedingte Veränderungen in der Natur der Gutachten, 4. „Wer begutachtet die Gutachter?“, 5. Differenzierende Abwägungen.

1. Fehlender Nutzen bzw. Mehrwert einer Publikation der Gutachten

1860 Eigentlich vertraue ich im Peer-Review-Prozess darauf, dass die Gutachter fachkundig bewerten und ein schlechter Artikel nicht veröffentlicht wird. Von daher erschließt sich mir der Mehrnutzen der Veröffentlichung von Gutachten nicht.

2103 Mir ist nicht ganz klar, wozu Gutachten zu einer früheren Version eines Papiers beitragen sollen. Und die letzten Gutachten direkt vor der Veröffentlichung (wenn das Papier angenommen wird) sind per Definition zumeist positiv und daher von eher geringem Informationswert.

1138 In meinem Fachbereich liefert die Publikation der Gutachten keine nützliche Zusatzinformation. Funktion der Begutachtung ist die Gewährleistung hoher Qualität der Publikationen, nicht zur Information der Leser.

Sinnvoll könnte eine Publikation der Gutachten sein, um das Problem der „Begutachtung mit unlauteren Absichten“ zu reduzieren. (Physik)

1035 Gutachten sollten sich auf fundamentale Qualitätskriterien konzentrieren (methodische Korrektheit, Nachprüfbarkeit usw.). Ihre Publikation ist also überflüssig (und trägt zum Ersticken durch zu viel veröffentlichte Information bei), wenn ein Beitrag in einem nachweislich als peer-reviewed erkennbaren Organ veröffentlicht ist. Anders ist es mit der inhaltlichen Stellungnahme. Kontroverse Auffassungen sollten stets publiziert werden.

1721 In meinen zahlreichen Gutachten zu Publikationsmanuskripten finden sich oftmals Anregungen an den Autor/die Autorin, die als Ratschläge eines Fortgeschrittenen an Autoren in der Anfangsphase ihrer (Publikations)Karriere zu verstehen sind. Derlei Äußerungen sind für Dritte ohne Belang und belasten nur die Literatur als Ganzes. Davon ausgenommen sind natürlich kommentierende Artikel, wie sie in „Nature“ üblich sind.

1072 Reviews und Gutachten gehen m.M.n. lediglich den Autor/die Autoren der Publikation, den Gutachter und den zuständigen Editor des Mediums etwas an. Da es bei der Begutachtung einer Veröffentlichung ja darum geht, Fehler und Ungereimtheiten auszumerzen würde eine Veröffentlichung zu einem Überfluss „unnötiger“ und ja möglicherweise auch falscher Informationen führen. Wenn ich ein Paper lese, will ich die „fertige“ Endversion und die enthaltenen Ergebnisse/Thesen haben und mich nicht zusätzlich mit verbesserungsbedürftigen Vorversionen oder Gutachter-Autor-Diskussionen herumschlagen müssen.

1758 Die genannten drei Gesichtspunkte sind wichtig, aber nicht die entscheidenden. Entscheidend ist m.E., dass der Sinn der Begutachtung nicht darin liegt, die anschließende Diskussion zu präjudizieren. Dafür gibt es Rezensionen, Abstracts, respondierende Artikel, notfalls Gegendarstellungen etc.

2149 In der Mathematik sehe ich den Nutzen nicht. Wer liest schon noch Zeitschriften? Für die Forschung ist nur noch das arXiv als Publikationsmedium relevant.

2. Probleme der Anonymität und Vertraulichkeit

1211 Wissenschaftliche Gutachten sind die wichtigsten Medien der Qualitätskontrolle und müssen im Rahmen des Peer-Review-Verfahrens geheim bleiben, sonst verlieren sie ihren kritischen Wert.

1864 Ein Gutachten ist eine vertrauliche Meinungsäußerung, die ihren Sinn verliert, wenn man sie publiziert.

- 1401 Gutachten gehören – im Normalfall – nicht in die Öffentlichkeit. Der Gutachter muss nach bestem Wissen und Gewissen urteilen und nicht unter dem (zu erwartenden) Druck der öffentlichen Meinung.
- 1668 Ich würde z.B. keine Gutachten mehr schreiben, wenn die Anonymität und das Geheimnis gebrochen würden.
- 791 Mein Hauptgrund: Bei der starken Spezialisierung in unserem Fach kommen nur wenige mögliche Gutachter in Frage, so dass die Anonymität des Gutachters nicht gewährleistet wäre. Letztere halte ich für extrem wichtig.
- 1046 Angesichts der ohnehin schon überschaubaren Größe selbst relativ „großer“ geisteswissenschaftlicher Disziplinen wie der Geschichte würde die Veröffentlichung der Gutachten auch in anonymer Form zumindest in meinem Fach ziemlich schnell zur Aufdeckung der Namen der Gutachterinnen und Gutachter führen – das gilt noch mehr in sogenannten Orchideenfächern. Auch ohne Veröffentlichung von Gutachten kann man mit einigem Nachdenken und einer gewissen Kenntnis der Strukturen hinter Zeitschriften/Publikationsorganen oder Organisationen ganz plausible Ideen entwickeln, wer wohl als Gutachter für einen bestimmten Text/Antrag/Aufsatz etc. in Frage kommt – und mit etwas Mühe und hartnäckigem Nachfragen hat man auch Chancen, den oder die Betreffende namhaft zu machen.
- 1157 Gutachten ohne Honorar anzufertigen (bei mir >1/Monat) ist schon eine Zumutung. Die Bereitschaft wäre noch geringer, wenn nicht wenigstens Anonymität herrschen würde. Die Veröffentlichung von Gutachten „anonym“ bedeutet aber eine Aufweichung der Anonymität, weil die engsten Kollegen zumeist erkennen können, wer das Gutachten verfasst hat. Damit ist die Unabhängigkeit der Begutachtung nicht mehr gegeben. Warum sollte ich dann überhaupt begutachten?
- 1544 Meinen Standpunkt habe ich bereits nach der vorigen Frage erläutert. Bei nicht-anonymen Gutachten sehe ich keine Gefahr für einen Reputationsverlust des/der Begutachteten. Mit einem Gutachten hat ja auch der/die Begutachtende seine/ihre wissenschaftliche Kompetenz zu beweisen, das bedeutet gründliche, verantwortungsbewusste Arbeit und Formulierung – widrigenfalls droht auch dem/der Begutachtenden Reputationsverlust. Daher: Ein energisches NEIN zur Anonymität.
- 904 Gutachter stellen keine höhere Institution dar. Um tatsächlich ein Mehr an Information aus den Gutachten zu ziehen, müsste man den Namen des Autors (und sein Institut, vielleicht auch sein Schwerpunktgebiet in der Forschung) mitveröffentlichen. Am besten mit Links zu anderen, von diesem Autor begutachteten Artikeln, und den damals abgegebenen Gutachten.

3. Publikationsbedingte Veränderungen in der Natur der Gutachten

- 1563 Diese Gutachten werden nicht geschrieben, um publiziert zu werden; werden sie publiziert, wird eine andere Textsorte daraus. Es gibt Zeitschriften, die öffentliche wissenschaftliche Debatten publizieren – das erfüllt die Funktion publizierter Gutachten.
- 1034 Falls die Gutachten zusammen mit dem wissenschaftlichen Beitrag veröffentlicht würden, würden die Gutachten zu Rezensionen. Macht dann das Format der Gutachten in Absetzung zur Besprechung noch einen Sinn? (Kunstgeschichte)
- 1903 Die „Transparenz“ führt meiner Erfahrung nach eher dazu, dass die Gutachter total handzahme Bewertungen verfassen und dass sich seltsame Konfrontationsvermeidungscodes etablieren, die viel überflüssige Zeit kosten und beide Seiten nicht wirklich voranbringen. Transparenz gibt's dann in den Rezensionen.
- 1777 Wenn Gutachten veröffentlicht werden sollen, sind peer reviews überflüssig, weil niemand mehr seine/ihre tatsächliche Meinung über ein Manuskript bekundet. Das ist in meinem Fach z.T. in den USA schon der Fall, dort wird kaum noch substantielle Kritik geäußert und das Niveau der publizierten Manuskripte sinkt.
- 933 Ich habe nichts dagegen. Ich bin für Transparenz. Ich weiß aber nicht, ob das viel bringt. Es bedeutet auch, dass das Gutachtenschreiben viel länger dauern wird, weil dann auch i-Tüpfelchen gesetzt werden müssen. Mehr Mühe, mehr Zeit. Auf der anderen Seite, ich gebe mir jetzt schon Mühe.
- 927 Die Antwort bezieht sich auf die mir derzeit geläufige Review-Praxis in meinem Feld, wo Reviews oft eher stichwortartig sind. Meine Einstellung könnte sich ändern, wenn den Verfasser(innen) von Reviews von Anfang an klar wäre, dass die Texte öffentlich werden. Dies würde allerdings u.U. auch einen erheblichen Mehraufwand für die Verfassung von Reviews mit sich bringen. D.h., man müsste sich im Detail anschauen, wie die Praxis sich ändern würde. (Philosophie)
- 1702 Im Grunde sind m.E. die o.g. Items falsch formuliert. Es geht vielmehr darum, dass Gutachten eine Äußerungsform sind, die nicht zur wissenschaftlichen Diskussion gehört. Die Veröffentlichung würde also nicht zu einem „Informationsüberfluss“ führen, sondern über Dinge informieren, die der Leser weder lesen möchte noch lesen sollte. Und es würden dann auch nicht die Gutachten für die Gutachter arbeitsaufwendiger, sondern „Gutachter“ müssten etwas ganz anderes schreiben als das, was bisher ein Gut-

achten war – nämlich eben eher eine kritische wissenschaftliche Auseinandersetzung.

951 Keine der genannten Positionen bringt die Sache auf den Punkt: GUT-ACHTEN SIND GRUNDSÄTZLICH KEINE REZENSIONEN. SIE HABEN EINE ANDERE FUNKTION. Eine gewisse Ausnahme stellen die Gutachten zu Qualifikationsarbeiten (Diplom-, Staats-, Magisterarbeit, Dissertation, Habilitationsschrift), die im Schutzraum eines Betreuerverhältnisses und seinem Umfeld angefertigt werden, aber ebenfalls nicht öffentlich sind. Macht man Gutachten zu Forschungsprojekten oder Gutachten zu Publikationsvorlagen zu öffentlichen Rezensionen, entsteht notgedrungen ein neues gutachterliches Genre, in welchem vertraulich sachliche Entscheidungshilfen gegeben werden. Die Vertraulichkeit der Gutachten schützt die Gutachtenden ebenso vor öffentlichen Fehden wie die Begutachteten vor Schaden und Hohn.

926 Das kommt ganz drauf an: Wenn ich als Gutachter vorher weiß, dass das Gutachten veröffentlicht wird, werde ich es anders schreiben, es wird dadurch vielleicht eher zu einer Rezension und bekommt selbst einen gewissen Mehrwert, z.B. durch Verweise auf alternative Forschungsergebnisse oder Ansätze. Andererseits ist das ein erheblicher Mehraufwand. Als Autor finde ich die Publikation problematisch, wenn man nicht die Gelegenheit hat, darauf zu antworten. Oder wenn die Qualität der Gutachten mäßig ist, so dass man zwar als Autor (also Fachmann) versteht, was gemeint ist, aber man das nicht von „unbedarften“ Lesern erwarten würde. Als Leser sind natürlich auch nur aussagekräftige Gutachten irgendwie interessant.

4. „Wer begutachtet die Gutachter?“

1263 Wer begutachtet die Gutachten? Wer eine Gegenmeinung hat, soll selber was publizieren!

1286 Es gibt kein Allheilmittel gegen unverantwortlich gehandhabte und unqualifizierte Gutachten, es gibt kein Allheilmittel gegen Bösartigkeit. Unklar ist, was weitere Folgen wären der unakzeptablen Steigerung der Leistungsanforderungen an jene, die begutachtet werden. Wer begutachtet die Gutachter?

1345 Gutachten sind nur in seltensten Fällen Lobeshymnen, das liegt schon an der Gattung. Deshalb stellen sie so gut wie immer eine Herabsetzung der vorgestellten These dar. Und wer begutachtet dann die Richtigkeit des Gutachtens? Das Gutachter(un)wesen führt, konsequent weitergedacht, zu einem regressus ad infinitum und zu Informationsüberfluss.

829 Publierte Gutachten vernebeln die Wahrnehmung des Lesers und verleiten dazu, Gutachtermeinungen zu übernehmen oder abzulehnen, anstatt sich mit der Publikation selbst zu befassen. Vielleicht liest man dann nur noch die Gutachten und spart sich die Publikation selbst. Nicht erstrebenswert. Außerdem: Wer begutachtet dann die Gutachter? Gutachten widmen sich zwar in der Regel dem zu begutachtenden Text, dienen aber gleichzeitig der eigenen Reputation, das stört die Klarheit.

5. Differenzierende Abwägungen

1037 Ich hätte in vielen Fällen kein Problem mit der Publikation meiner Gutachten, bzw. der Gutachten zu meinen Manuskripten. In manchen Fällen, in denen sensible Daten besprochen werden, halte ich das als Autor für problematisch, da Gutachter eine besondere Verantwortung bzgl. der vertraulichen Behandlung von unveröffentlichten Daten haben. Diese Vertraulichkeit ginge natürlich bei einer Veröffentlichung der Gutachten verloren (insbes. relevant bei Folgegutachten, die auf Antworten von Autoren zu den ersten Gutachten beruhen). In den meisten Fällen halte ich die Veröffentlichung der Gutachten für überflüssig.

1043 Als Gutachter: Das hängt sehr von dem eingereichten Beitrag ab. Bei manchen würde ich mir die Publikation meines Gutachtens wünschen, wenn ich finde, dass mein Gutachten dem Leser einen zusätzlichen wesentlichen Gewinn bringen könnte. Bei anderen Beiträgen wäre ich strikt dagegen, weil ich in meinem Gutachten eingeschränkt würde, falls alles Geäußerte publiziert werden müsste. Als Autor: Ich habe als Gutachter und Autor schon so viele unglaublich törichte Gutachten gelesen, dass ich solches Risiko bei meinen eigenen Publikationen nicht eingehen wollte.

1659 Ich habe mit dieser Praxis bereits Erfahrungen gesammelt, daher kein Entweder-Oder, es muss abgewogen werden, geht nur in einem zweistufigen Begutachtungsprozess: Setzt eine gewisse Vorprüfung der Manuskripte auf prinzipielle Publikationsfähigkeit voraus, die Veröffentlichung einer scharfen Ablehnung richtig schlechter Manuskripte ist vor allem für den Autor peinlich, für den Gutachter ist es nicht schön, aber eher unerheblich, für den Leser hat es bestenfalls eine Unterhaltungsfunktion. Manuskripte, deren Qualität sie als grundsätzlich publikationswürdig ausweisen, können durchaus öffentlich begutachtet werden. Allerdings verschiebt das die Funktion des Gutachtens auf die Ebene eines Diskussionsbeitrages. Damit sind höhere stilistische und allgemein textliche Anforderungen an das Gutachten verbunden. Kurz: Die Begutachtung wird noch aufwändiger. In Anbetracht der gegenwärtigen Bewertungs- und Begutachtungsjunktur

habe ich für mich beschlossen, das zweistufige, öffentliche Verfahren zwar gut zu finden, aber maximal ein solches Gutachten pro Jahr zu schreiben.

745 Interessant sind nicht die Gutachten der angenommenen Arbeiten, die ja offensichtlich die Messlatte der jeweiligen Zeitschrift überschritten haben, die zumindest in meinem Fach weitgehend ohnehin durch den IF definiert ist, sondern die Gutachten der abgelehnten Arbeiten.

900 Ein Problem würde leider noch bestehen bleiben: Logischerweise würde man so nur Gutachten von akzeptierten Papers zu Gesicht bekommen. Qualitativ sehr schlechte Gutachten enthalten aber meistens auch eine negative Wertung, da Verständnisprobleme der Gutachter meist doch zur Ablehnung des Inhalts führen. Auf die vorgeschlagene Weise bekäme man aber wenigstens „Gefälligkeitsgutachten“ in den Griff.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es eine Vielzahl unterschiedlicher Einwände und Bedenken gegen die Publikation von Gutachten im Open Peer Review gibt, die von einer insgesamt eher skeptischen Einstellung vieler Wissenschaftler in unserer Stichprobe zeugen. Dies kontrastiert deutlich mit den seit einigen Jahren erfolgreich praktizierten Verfahren des Open Peer Review in Zeitschriften wie *Atmospheric Chemistry and Physics*. Vielen Wissenschaftlern der Stichprobe scheint diese Version des Open Peer Review nicht bekannt zu sein.

Einen aus linguistischer Sicht besonders interessanten Aspekt der Reflexionen zur Veröffentlichung von Gutachten besteht in den Annahmen über potenzielle Veränderungen der Textsorte, die eine Veröffentlichung mit sich bringen könnte, und den Beziehungen zwischen der Textsorte Gutachten und der verwandten Textsorte der Rezension im Gesamtsystem der Qualitätssicherung.

2.3.2 Kommentieren im Open-Peer-Review-Verfahren

Eine weitere Frage zu Open Peer Review bezog sich auf die interaktiven Möglichkeiten in bestimmten digitalen Zeitschriftenformaten: *In vielen Open-Access-Journals gibt es inzwischen die Möglichkeit, Beiträge zu kommentieren. Inwieweit treffen die folgenden Punkte auf Sie zu?*

Hier waren folgende vier Antwortmöglichkeiten vorgegeben:

- 1) Einen herausragenden Beitrag würde ich positiv kommentieren.
- 2) Einen Beitrag, der große Mängel enthält, würde ich entsprechend kritisch kommentieren.

- 3) Ich würde dort nicht kommentieren, weil mich die öffentliche Sichtbarkeit abschreckt.
- 4) Ich finde es generell nicht angemessen, dass Leser Beiträge öffentlich kritisieren.

Die Antwortmöglichkeiten wurden wie folgt gewählt:

1. Antwortmöglichkeit („einen herausragenden Beitrag positiv kommentieren“): Hier zeigt sich eine bemerkenswerte Streuung über die fünf Skalenwerte. In der Folge von „trifft überhaupt nicht zu“ bis „trifft voll und ganz zu“ finden wir folgende anteilige Nennung: 17%, 11%, 20%, 24%, 21%. Wir sehen also eine deutliche Zurückhaltung in der angenommenen Bereitschaft, Kommentare in Open Peer Review zu publizieren. Diese Einstellung ist über die Fächerzonen, Altersgruppen und Statusgruppen ziemlich gleichmäßig verteilt. Eine Ausnahme macht die relativ kleine Gruppe der Professoren im Ruhestand (31 Teilnehmer), die zu 60% die obersten beiden Skalenwerte wählen.

2. Antwortmöglichkeit („Beitrag mit großen Mängeln kommentieren“): In der Wahl der Skalenwerte finden wir hier folgende Abfolge: 15%, 16%, 22%, 26%, 13%. Auch hier haben wir also eine deutliche Streuung über die Skalenwerte, wobei gerade der Skalenwert für den höchsten Grad der Zustimmung relativ schwach vertreten ist, so dass wir auch hier eine zurückhaltende Einstellung zum Kommentieren konstatieren können. Bei den Fächerzonen, Altersgruppen und Statusgruppen ergeben sich keine starken Differenzen.

3. Antwortmöglichkeit (Problem der „öffentlichen Sichtbarkeit“): Hier finden wir in der Wahl der Skalenwerte folgende Abfolge: 30%, 24%, 18%, 11%, 6%. Der hohe Prozentsatz für die ersten beiden Skalenwerte deutet darauf hin, dass die öffentliche Sichtbarkeit von vielen Teilnehmern der Befragung kaum als eine Barriere für die Nutzung dieser interaktiven Möglichkeit im Peer-Review-Verfahren gesehen wird. Diese Einstellung ist bei den Privatdozenten und Professoren unserer Stichprobe mit 44% und 26% bzw. 43% und 19% für die ersten beiden Skalenwerte deutlich erkennbar, während sie bei den Doktoranden mit 21% und 31% weniger ausgeprägt erscheint.

4. Antwortmöglichkeit („Kommentieren generell nicht angemessen“): Diese Antwortoption wird in der Folge der Skalenwerte mit 36%, 21%, 18%, 10%, 8% belegt. Auch hier sehen wir also keine gravierende Barriere für die Nutzung der Kommentarmöglichkeit in Open Peer Review. Diese Einstellung findet sich deutlich bei den Geistes- und Kulturwissenschaftlern (40%, 20%, 16%, 8%, 8%), etwas weniger stark bei den Naturwissenschaftlern (31%, 22%, 19%, 12%, 9%).

Kommen wir nun zu den offenen Kommentaren zu dieser Frage. Auch zu diesem Fragenbereich gibt es ein relativ reiches Korpus von 139 Kommentaren. Die Kommentare beleuchten vielfältige Aspekte der Publikationspraxis, die hier nicht alle erwähnt werden können. Während unsere Frage personalisiert gestellt ist („Inwieweit treffen die folgenden Punkte auf Sie zu?“), werden in den Kommentaren auch viele generalisierte Hinweise gegeben. Mit geringfügigen Ausnahmen sind die Kommentare kritisch und beleuchten Probleme einer öffentlichen Kommentierung in Open Peer Review. Wir geben im Folgenden eine Auswahl der am häufigsten genannten Aspekte und jeweils einige Belegkommentare. Zahlenmäßig an der Spitze der Bedenken gegen die Praxis des Kommentierens in Open Peer Review stehen Hinweise auf das beschränkte Zeitbudget der Wissenschaftler, Bedenken hinsichtlich der Risiken von öffentlichen Kommentaren und Zweifel an der Sicherung der Qualität von Kommentaren.

1. Das beschränkte Zeitbudget

1211 Man überschätzt offenbar die Zeitbudgets von Kollegen, die in Lehre und Forschung aktiv sind! Wenn sich nur diejenigen, die von solchen Pflichten frei sind, an diesem Austausch beteiligen, haben wir auch keinen Gewinn. Es gibt bei Peer Review Journals schließlich Herausgeber, Gutachter usw., die auch eine Debatte über einen kontroversen Beitrag in Gang bringen können.

1956 Das ist oft eine Zeitfrage, also lässt man es meist bleiben. Es gibt ja noch so viel anderes zu schreiben... Ich frage mich auch, wo manche Kollegen die Zeit hernehmen, um ausführlich Blogs etc. zu schreiben. An denen ist die Bologna-Seuche offensichtlich vorbeigegangen.

1571 Ich habe – ehrlich gesagt – keine Zeit, Beiträge unaufgefordert zu kommentieren. Schon allein die eingeladene Gutachtertätigkeit, die in keinerlei Kennziffern eingeht, ist eine enorme Belastung für den Arbeitsalltag. Diese Arbeit wird nur gemacht, um den Betrieb der Publikationsorgane und Förderungsinstitutionen aufrechtzuerhalten, d.h. damit die Kollegen ihre Publikationen bzw. Gelder bekommen. Wenn sich aber generell ein anderes Publikationsmodell durchsetzen sollte, in dem die Verlage nicht mehr auf die unbezahlte Arbeit ihrer Autoren und Gutachter zählen können, würde ich die Beteiligung an Open-Access-Methoden der Qualitätskontrolle überdenken.

2110 Aus Zeitgründen bringe ich mich nicht ein, denke aber, dass es sich positiv auf die wissenschaftliche, öffentliche Diskussion auswirken würde.

2. Risiken des Kommentierens in Open Peer Review

2081 Für Nachwuchswissenschaftler, deren Karriereplan noch nicht gefestigt ist, kann es riskant sein, sich öffentlich kritisch zu den Arbeiten anderer zu äußern.

1392 Eine kritische Beurteilung von Publikationen durch junge Wissenschaftler beeinträchtigt deren Karrierechancen ganz erheblich, völlig unabhängig davon, ob die Kritik berechtigt ist oder nicht. Nach Negativerfahrungen kritisiert man also lieber nicht öffentlich.

1079 Das Problematische an der Kommentarfunktion ist, dass es für jeden sichtbar ist. Kritik an minderwertigen Papers mit bekannten, renommierten Autoren ist sozusagen mit wissenschaftlichem Suizid gleichzusetzen, wenn man nicht bereits selbst einen renommierten Namen und eine sichere Position hat. Selbst dann ist ein öffentlicher, kritischer Kommentar unter Umständen nicht förderlich, weil man sich eventuelle zukünftige Kollaborationen verbaut.

1761 Das Risiko, dass unsachlich kommentiert wird, ist relativ hoch, weil die Hemmschwelle relativ gering ist.

884 Das halte ich für eine „Facebook“-isierung. Es kann nicht garantiert werden, dass die Kommentare von Spezialisten geschrieben werden. Außerdem könnte es zur Verlagerung von Grabenkämpfen in diese Kommentare kommen.

750 [...] Auch im Wissenschaftsbereich gibt es Leute, die Denunzieren toll finden und es zur persönlichen Karriere nutzen. Ggf vermute ich gerade zu viel kriminelle Energie, aber eine gewisse Gefahr besteht.

3. Bedenken hinsichtlich der Qualität von Kommentaren

830 Ich befürworte die Möglichkeit zur Kommentierung nur, wenn sicher gestellt werden kann, dass nicht völlig unqualifizierte Äußerungen als Kommentare erscheinen.

1072 Ein Kommentieren von veröffentlichten Beiträgen fände ich dann sinnvoll, wenn es bei den Kommentaren eine gewisse Qualitätskontrolle (hinsichtlich der fachlichen Kompetenz, nicht der Meinung) gibt. Meine persönlichen Erfahrungen mit solchen Kommentarfunktionen bei frei zugänglichen Online-Zeitschriften und ähnlichen Medien lassen mich dieser Möglichkeit nämlich eher skeptisch gegenüberstehen. Es wird unglaublich viel inhaltlicher Müll produziert und polemisiert, so dass im wissenschaft-

lichen Fall der Autor sich auch noch damit beschäftigen muss, solche unsachlichen und teilweise beleidigenden Kommentare zu bearbeiten/widerlegen (der klassische „Foren-Troll“). Wenn gewährleistet werden kann, dass sich solche Kommentare auf einer angemessenen sachlichen Ebene bewegen, hätte ich nichts dagegen.

1775 Dies führt zu einer Art von unkontrollierter Geschwätzigkeit. Auch hier wäre weniger oft mehr, weil man sich auf relevante Texte konzentrieren kann. Wer eine maßgebliche andere Meinung vertritt, kann diese ja in einem eigenen Beitrag publizieren. Andernfalls fehlt dem Kommentar wohl die Relevanz.

778 Veröffentlichungen können generell kommentiert werden, auch in gedruckten Journals. Das ist schon seit Jahrhunderten so. Es wäre gut, wenn die Verfasser der Kommentare eine gewisse Sachkenntnis haben. Das ist bei Online-Kommentaren nicht sicherzustellen.

4. Bedingte Zustimmung zum Kommentieren in Open Peer Review

1767 Unter der Voraussetzung, dass die Kommentare nicht anonym sind – dann aber hat das ganze den Charakter einer öffentlichen Diskussion und die Autoren und Autorinnen wissen, worauf sie sich einlassen.

1685 Kommentare zu schreiben macht nur dann Sinn, wenn man entweder ernsthafte Bedenken besitzt bzw. methodische Mängel evident sind, oder wenn man im Falle positiver Einschätzung etwas Substantielles hinzuzufügen hat, etwa Weiterungen neuer Befunde, die im Artikel nicht angesprochen sind, oder eigene neue Befunde (z.B. im Druck), die zu den neu publizierten Daten passen oder sie in besonderem Licht erscheinen lassen. Selbstdarstellungen als Zweck der Kommentare würde ich ablehnen.

1071 Obwohl ich es angemessen finde, dass Leser öffentlich kommentieren, würde ich es selbst nur dann tun, wenn ich sehr starke Kritik an einem Beitrag habe oder wenn in einer diskutierten Publikation die Darstellung meiner eigenen Arbeit als nicht korrekt empfinde. Vor allem junge Wissenschaftler schreckt die namentliche Sichtbarkeit doch sehr ab, das ist aber auch gut so, weil es unbedachtes Kommentieren vermindert.

2.3.3 Zusammenfassung der Ergebnisse für den Fragenbereich Open Peer Review

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass bei den Wissenschaftlern unserer Stichprobe sehr differenzierte Einstellungen zur Nutzung von Open Peer Review festzustellen sind, wobei man feststellen kann, dass insbesondere bei den Geistes- und Kulturwissenschaftlern eine deutliche Skepsis zu beobachten ist.

Diese Differenzierung zeigt sich schon bei einem Kernaspekt von Open Peer Review, der größeren Transparenz des Begutachtungsverfahrens. Die Verbesserung der Transparenz wird insbesondere von jüngeren Wissenschaftlern begrüßt, was auf eine kritische Einstellung dieser Gruppierungen (von Doktoranden bis Privatdozenten) zum gegenwärtig noch häufig praktizierten Verfahren der Begutachtung „hinter verschlossenen Türen“ hinweist. Letzteres machen auch einige offene Kommentare explizit. Was die Leserperspektive angeht, so sind insbesondere die Doktoranden mit einer Zustimmungsrate von 61% an der Veröffentlichung von Gutachten interessiert. Dieses Interesse wird im Wesentlichen mit der Möglichkeit von Einblicken in Begutachtungspraxis und -kriterien begründet. In der Gruppe der Professoren, die ja von ihrem Status her eine tragende Rolle im Begutachtungsprozess spielen, wird zwar auch der Nutzen erhöhter Transparenz hervorgehoben, sofern überhaupt die Veröffentlichung von Gutachten befürwortet wird, die positive Einschätzung der Veröffentlichung von Gutachten ist aber insgesamt mit nur 35% Befürwortung deutlich zurückhaltend (Gutachterperspektive: 37%, Autorenperspektive: 35%, Leserperspektive: 34%).

Als Gründe dafür werden insbesondere der zeitraubende Charakter einer veränderten Begutachtungspraxis und Nachteile des Verlusts der Vertraulichkeit genannt. Die Skepsis ist insbesondere bei den Professoren der Geistes- und Kulturwissenschaften ausgeprägt (Befürwortung aus Gutachterperspektive: 30%, Autorenperspektive: 27%, Leserperspektive: 33%). Dies mag damit zusammenhängen, dass in diesen Bereichen Open Peer Review noch weniger etabliert ist als etwa im Bereich der Naturwissenschaften.

Auch bei der Frage der Kommentierung in Open Peer Review finden wir eine deutliche Zurückhaltung in der artikulierten Bereitschaft, kritische Kommentare in Open Peer Review zu publizieren. Nur 39% der Teilnehmer wählen hier die beiden obersten Skalenwerte. Diese Zurückhaltung ist über die verschiedenen Fächerzonen ziemlich gleichmäßig verteilt. Was die Gründe für die Zurückhaltung angeht, so sind hier insbesondere die zahlreichen freien Kommentare aufschlussreich. Unter den verschiedenen genannten Gründen sticht der erhebliche Zeitaufwand hervor. Daneben wird auch auf die Risiken des öffentlichen Kommentierens für junge Wissenschaftler hingewiesen. Da-

gegen scheinen das Problem der öffentlichen Sichtbarkeit solcher Kommentare und allgemeine Zweifel an der Berechtigung von Leserkomentaren keine herausragende Rolle zu spielen.

Bei einer Momentaufnahme wie der hier präsentierten sind natürlich besonders auch Einstellungsunterschiede in den Alters- bzw. Statusgruppen von Interesse, u.a. deshalb, weil sie auch die Generierung von Hypothesen über die weitere Entwicklung ermöglichen. Wenn man die insgesamt positivere Einstellung der jüngeren Wissenschaftler zu Open Peer Review als Ausgangspunkt nimmt, so könnte man als Entwicklungshypothese annehmen, dass wenn diese Kohorten in einigen Jahren in den Professorenstatus aufrücken, sie diese positive Einstellung mitnehmen, so dass sich in dieser einflussreichen Statusgruppe die Einstellung zu Open Peer Review verändert. Es ist allerdings auch nicht ausgeschlossen, dass mit dem Eintritt in die Verantwortlichkeiten dieses Status sich auch die Bedenken gegen die Praxis von „öffentlichen“ Formen der Begutachtung verstärken, so dass der Veränderungseffekt abgeschwächt wird. Was die Fachkulturen angeht, so könnte man einen Diffusionseffekt erwarten, bei dem sich, ausgehend von den heute stärker in Open Peer Review engagierten Disziplinen der Natur- und Sozialwissenschaften die Akzeptanz auch auf die Geistes- und Kulturwissenschaften ausbreitet. Ob und wie schnell ein solcher Effekt eintritt, lässt sich aufgrund unserer Daten allerdings nicht prognostizieren.

3. Wissenschaftliche Mailinglists – Konzeptionen, Potenziale und ihre Nutzung

3.1 Mailinglists in der Wissenschaftskommunikation

„Mailinglists sind von gestern“ schreibt einer der befragten Post-Doktoranden in einem Kommentar zu einer Frage aus dem Bereich der Mailinglistnutzung und ist mit dieser Einschätzung keineswegs alleine. Mailinglists, die seit Beginn der 1990er Jahre zur Wissenschaftskommunikation genutzt werden, gehören für viele, wie z.B. den Geschichtsprofessor Mills Kelly, inzwischen zu den Dinosauriern unter den digitalen Formaten.³ Vor allem in der Blogosphäre stößt man immer wieder auf Beiträge und Diskussionen, in denen Wissenschaftler das „Ende“ von Mailinglists proklamieren und über die Gründe dieser vorhergesagten Entwicklung spekulieren. Ein Beispiel dafür ist der Blog-Beitrag mit dem Titel „The End of the Internet Mailing List? Part II“, der im Juni 2009 auf einem Paläontologen-Blog veröffentlicht wurde:

What Happened to Mailing Lists? In short, the Internet matured. 10 or 15 years ago, mailing lists were really the only game in town (aside from a handful of themed chat rooms). If you were a dinosaur fan, you joined the Dinosaur Mailing List. Today, you can choose between the DML, various internet forums, social networks, and blogs. (Farke, 16.06.2009)

Als Grund wird, wie auch in diesem Ausschnitt, häufig das erweiterte Spektrum an digitalen Formaten genannt. Während die Mailinglists in den Anfangszeiten lediglich mit den Newsgroups konkurrierten, die ein ganz ähnliches Nutzungsspektrum wie die Listen hatten (bzw. haben), ist die Konkurrenzsituation durch die Entstehung neuer digitaler Formate inzwischen verschärft. Glaubt man den „Skeptikern“, so werden die Mailinglists allmählich von den neueren, innovativeren Formaten wie z.B. Blogs oder Social-Media-Plattformen verdrängt.

Bei genauerer Betrachtung stellt man jedoch fest, dass das Schicksal der Mailinglists – zumindest aktuell – noch nicht so sicher besiegelt ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Viele Mailinglists der ersten Stunde haben nicht bis heute überlebt. Doch es gibt durchaus zahlreiche Exemplare wissenschaftlicher Mailinglists, die auch zwanzig Jahre nach ihrer Gründung noch äußerst aktiv sind, und durch neu entstehende Listen ergänzt werden.

³ Vgl. dazu z.B. den Blog-Beitrag von Mills Kelly „The end of H-Net“ vom 10.09.2007; URL: <http://edwired.org/?p=204> [05.10.2011].

Auch die Ergebnisse unserer Stichprobe zeigen, dass wissenschaftliche Mailinglists es durchaus mit neueren digitalen Formaten aufnehmen können und nicht nur das – unserer Befragung zufolge spielen sie, zumindest gegenwärtig, eine erheblich wichtigere Rolle für die Wissenschaftskommunikation als Blogs und Social-Media-Plattformen.

Vor allem wenn es darum geht, sich über anstehende Veranstaltungen, Calls for Papers oder Neuerscheinungen zu informieren, gehört die Nutzung von Mailinglists bei vielen Wissenschaftlern zur Routine. Blogs- und Social-Media-Plattformen werden in diesem Zusammenhang zurzeit dagegen wesentlich weniger wahrgenommen.

Informationsposts mit Hinweisen zu Neuigkeiten aus dem Bereich der Wissenschaft sind entsprechend ein wesentlicher Bestandteil der Mailinglistkommunikation. In einigen Listen, wie z.B. *H-Soz-u-Kult* bei den Geschichtswissenschaftlern oder *H-ArtHist* bei den Kunsthistorikern, finden wir sogar fast ausschließlich Informationsposts, so dass wir in diesen Fällen von reinen „Service- oder Informationslisten“ sprechen können. (Solche funktionalen Listenprofile bleiben zwar häufig über längere Zeit stabil, können sich aber im Laufe der Jahre auch ändern.)

Neben der Informationsfunktion bieten Mailinglists aber auch noch viele weitere kommunikative Nutzungsmöglichkeiten. So gibt es in einigen Listen hervorragende Beispiele für kollaborative Interaktionen (wie etwa bei der kollaborativen Erstellung von Spezialbibliographien) oder ausführliche Diskussionen zu wissenschaftlichen Fragestellungen. Die diesbezüglichen Potenziale der Mailinglists werden bisher aber nur stellenweise genutzt und nur selten systematisch ausgeschöpft.

3.2 Befragungsergebnisse zur Nutzung von Mailinglists

3.2.1 Die Akzeptanz von Mailinglists in der Wissenschaft

Wie bereits angedeutet, ist das Bild der tatsächlichen Nutzung von Mailinglists wesentlich positiver als der Ruf, der ihnen vorausleitet: 677 der 1053 befragten Wissenschaftler nutzen im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit Mailinglists – das sind 64%. Um ein möglichst klares Bild darüber zu bekommen, wie viele der Wissenschaftler Mailinglists tatsächlich in irgendeiner Form aktiv für ihre wissenschaftliche Tätigkeit nutzen und diese nicht nur abonniert haben, haben wir in der Befragung ganz bewusst darauf verzichtet, die Wissenschaftler direkt danach zu befragen. Das Ergebnis konnten wir stattdessen aus der Beantwortung mehrerer aufeinanderfolgender Fragen,

in denen die wissenschaftliche Praxis abgefragt wurde, ziehen. Dieser Fragenblock bestand aus folgenden Einzelfragen:

Wie tauschen Sie sich für gewöhnlich mit anderen WissenschaftlerInnen aus Ihrem Arbeitsgebiet aus? (Frage 5)

Wo informieren Sie sich über anstehende Veranstaltungen und Tagungskündigungen/Calls for Papers? (Frage 6)

Wo informieren Sie sich über Neuerscheinungen, aktuelle Forschungsergebnisse und relevante Literatur? (Frage 7)

Wenn Sie wissenschaftliche Thesen oder Forschungsergebnisse vor der Publikation diskutieren wollen, wie gehen Sie in der Regel vor? (Frage 10)

677 Wissenschaftler entschieden sich bei einer dieser Fragen für die Antwortoption „in wissenschaftlichen Mailinglists“. An der Spitze liegen dabei erwartungsgemäß die Geistes- und Kulturwissenschaftler und die Sozialwissenschaftler, von denen jeweils 73% angaben, dass sie Mailinglists nutzen. Aber auch jeder zweite befragte Naturwissenschaftler nutzt der Auswertung zufolge Mailinglists (53%). Die Schlusslichter mit 48% sind die Lebenswissenschaftler.

Bei den Statusgruppen können wir einen deutlichen Unterschied zwischen den Gruppen, die aktuell stärker aktiv in den Wissenschaftsbetrieb eingebunden sind und denen, die es nur teilweise sind, feststellen. Während die Postdoktoranden mit 71% fast gleichauf sind mit den Professoren und Privatdozenten (70% und 69%) gaben nur 49% der befragten Professoren im Ruhestand und 56% der Doktoranden an, dass sie Mailinglists nutzen.

Bei den Altersgruppen ergibt sich ein ähnliches Bild: Die Gruppe der 30 bis 39-Jährigen und die Gruppe der 40 bis 49-Jährigen liegen mit 71% bzw. 68% vorne, dicht gefolgt von den 50 bis 59-Jährigen (63%). Die Gruppe der 20 bis 29-Jährigen liegt mit 54% etwas zurück. (Wer an dieser Stelle erwartet, dass die jüngeren Wissenschaftler stattdessen andere digitale Formate, wie z.B. Blogs nutzen, wird enttäuscht: Nur 9% der 20 bis 29-Jährigen gaben an, dass sie wissenschaftliche Blogs nutzen.) Auf die Ergebnisse der einzelnen Fragen dieses Blocks werden wir im Zusammenhang mit den verschiedenen Nutzungsformen in den folgenden Abschnitten genauer eingehen.

Interessant ist, dass 80% der 677 Wissenschaftler bei einer Nachfrage (*Nutzen Sie mehr als eine?*) sogar angaben, dass sie mehrere Listen nutzen.

Auch unter den Wissenschaftlern, die keine Mailinglists nutzen, ist das Format Mailinglist durchaus bekannt: Nur insgesamt 63 Wissenschaftler gaben an, dass sie nicht wissen, was Mailinglists sind. Darunter nur 10% der Geistes- und Kulturwissenschaftler, dafür aber 32% der Lebenswissenschaftler.

Um möglichst viele Informationen über die Art der Nutzung von Mailinglists bzw. die Gründe der Nichtnutzung abfragen zu können, haben wir vor dem Frageblock zur Mailinglist einen Fragenfilter eingebaut. So konnten wir den Befragten, die in einer der Fragen 5, 6, 7 oder 10 die Antwortoption „wissenschaftliche Mailinglists“ ausgewählt haben, mehrere konkrete Fragen zu ihrem Nutzungsverhalten stellen und die anderen (376 Befragte) in zwei Stufen nach den Gründen befragen, warum sie die Möglichkeit der Listenkommunikation nicht nutzen. In den folgenden Abschnitten steht zunächst die Nutzung der Listenkommunikation im Vordergrund.

3.2.2 Nutzungsformen und Potenziale

Wie wir eingangs bereits erwähnt haben, nutzen viele Wissenschaftler Mailinglists vorwiegend, um sich über anstehende Veranstaltungen, Calls for Papers etc. zu informieren. Während sich diese Nutzungsform inzwischen recht gut etabliert hat, wird das darüber hinausgehende Potenzial der Listen, beispielsweise im Hinblick auf kollaborative Interaktionen, von Vielen bisher nur ansatzweise wahrgenommen.

Die folgenden Fragen dienen nicht nur dazu, die aktuelle Praxis der Wissenschaftskommunikation im Allgemeinen zu beleuchten, sondern sie zeigen darüber hinaus auch, welche Rolle die Nutzung von Mailinglists im wissenschaftlichen Alltag spielt. Da letzteres an dieser Stelle im Mittelpunkt steht, werden die einzelnen Fragen hier nicht detailliert ausgewertet, sondern vorwiegend im Hinblick auf die Mailinglist-Nutzung betrachtet. Die erste Frage in diesem Zusammenhang lautete: *Wie tauschen Sie sich für gewöhnlich mit anderen WissenschaftlerInnen aus Ihrem Arbeitsgebiet aus?*

Bei dieser Frage waren zehn Antwortoptionen vorgegeben, aus denen die Befragten mehrere auswählen konnten: persönlich, am Telefon, über netzbauierte Austauschmedien, per E-Mail, auf wissenschaftlichen Mailinglists, in wissenschaftlichen Blogs, mithilfe von speziellen Forschungsportalen, über Netzwerkportale, über Twitter, in Wikis.

Fast jeder vierte Befragte (24%, 253 Nennungen) gab an, zur Kommunikation mit Kollegen auch wissenschaftliche Mailinglists zu nutzen. Mailinglists erreichten damit den vierten Platz. An der Spitze liegt das persönliche Gespräch mit 96%, dicht gefolgt von der E-Mail-Kommunikation (94%). Das Telefon erreichte mit 49% Platz drei. Die Social-Media-Formate wie Blogs, Twitter und Facebook erreichten dagegen nur wenige Prozentpunkte (4%, 2% und 5%).

Im Vergleich der Fächergruppen liegen die Sozialwissenschaftler mit 33% und die Geistes- und Kulturwissenschaftler mit 30% vorne. Von den Natur-

wissenschaftlern und den Lebenswissenschaftlern gaben nur 18% bzw. 12% an, dass sie bei der Kommunikation mit anderen Wissenschaftlern auf Mailinglists zurückgreifen.

Bei den Statusgruppen schneiden die Professoren im Ruhestand mit 15% am schlechtesten ab. Ganz vorne liegen dagegen die Postdoktoranden mit 29% (Doktoranden 21%, Privatdozenten 20%, Professoren 25%).

Wo informieren Sie sich über anstehende Veranstaltungen und Tagungsankündigungen/Calls for Papers?

Auch bei dieser Frage waren zehn Antwortoptionen vorgegeben: Gespräch/direkter Kontakt mit KollegInnen, auf Tagungen, in wissenschaftlichen Printmedien, in online-verfügbaren Zeitschriften, über Suchmaschinen, auf den Webseiten wissenschaftlicher Institutionen, über wissenschaftliche Informationsdienste, auf wissenschaftlichen Mailinglists, in wissenschaftlichen Blogs, über Twitter.

Mit 587 Nennungen bzw. 56% erreichten die wissenschaftlichen Mailinglists den zweiten Platz. An der Spitze liegt die Face-to-face-Kommunikation mit 804 Nennungen. Auch in diesem Zusammenhang spielen die Social-Media-Formate offenbar nur eine marginale Rolle: Mit 38 Nennungen (4%) bzw. 13 Nennungen (1%) liegen Blogs und Twitter auf Platz neun und zehn.

Was die Verteilung in den Fächergruppen betrifft, können wir auch hier wieder eine Dominanz der Sozialwissenschaften bzw. der Geistes- und Kulturwissenschaften erkennen: Aus diesen beiden Gruppen gaben 67% bzw. 65% an, dass sie sich unter anderem in Mailinglists über anstehende Veranstaltungen informieren. Von den Naturwissenschaftlern nutzen nur 43% Mailinglists zu diesem Zweck und von den Lebenswissenschaftlern 39%.

Bei dem Vergleich der Statusgruppen schneiden Privatdozenten mit 64% am besten ab. Ganz hinten liegen die Professoren im Ruhestand, von denen nur 38% angaben, dass sie Mailinglists nutzen, um sich über Tagungsveranstaltungen zu informieren. Sie entschieden sich bei dieser Frage dagegen wesentlich häufiger für die Nutzung wissenschaftlicher Printmedien und liegen dort weit vorne.

Wo informieren Sie sich über Neuerscheinungen, aktuelle Forschungsergebnisse und relevante Literatur?

Auch in diesem Fall fanden die Befragten zehn Antwortoptionen vor und hatten wiederum die Möglichkeit, mehrere Optionen auszuwählen: Gespräch/direkter Kontakt mit Kollegen, auf Tagungen, in wissenschaftlichen Printmedien, in online-verfügbaren Zeitschriften, in Bibliothekskatalogen, über Suchmaschinen, über Social-bookmarking-Dienste, über wissenschaftliche Mailinglists, in wissenschaftlichen Blogs, über Twitter.

Am besten schnitt auch in diesem Fall die Face-to-face-Kommunikation ab (73%), dicht gefolgt von online-verfügbaren Zeitschriften mit 71%. Wissenschaftliche Mailinglists erreichten bei dieser Frage den sechsten Platz mit insgesamt 409 Nennungen (39%).

Wie bei den beiden vorherigen Fragen liegen auch hier die Geistes- und Kulturwissenschaften und die Sozialwissenschaften deutlich vorne (52% bzw. 50%). Die Naturwissenschaften und die Lebenswissenschaften kommen dagegen nur auf 23% bzw. 18%.

Eine weitere Parallele können wir in Bezug auf die Statusgruppen beobachten: Auch hier liegen die Professoren im Ruhestand mit 26% einige Prozentpunkte hinter den anderen Statusgruppen (Doktoranden 34%, Postdoktoranden 39%, Privatdozenten 46%, Professoren 45%).

Während die Mailinglists bei diesen drei Fragen insgesamt recht gut abgeschnitten haben, ändert sich das Bild bei der folgenden Frage schlagartig: Nur 3% der befragten Wissenschaftler gaben bei der Frage *Wenn Sie wissenschaftliche Thesen oder Forschungsergebnisse vor der Publikation diskutieren wollen, wie gehen Sie in der Regel vor?* an, dass sie ihre Thesen bzw. Ergebnisse auf einer Mailinglist zur Diskussion stellen.

Wesentlich positiver fiel dagegen das Ergebnis der hier folgenden Frage aus: *Hat sich für Sie schon einmal aus einer Mailinglist-Diskussion ein neuer Impuls für Ihre wissenschaftliche Tätigkeit ergeben?*

Auch wenn die Antwort „Nein“ mit 383 Nennungen (59%) häufiger abgegeben wurde, gaben immerhin 41% der Befragten (267) an, dass sich für sie schon einmal ein neuer Impuls ergeben hat. Bemerkenswert ist dabei, dass wir weder bei dem Vergleich der Fächergruppen, noch bei den Alters- oder Statusgruppen erwähnenswerte prozentuale Unterschiede erkennen können.

In den 21 abgegebenen Kommentaren finden wir zum Teil Erläuterungen dazu, inwiefern Mailinglists impulsgebend sein können, wie beispielsweise in den folgenden drei Äußerungen:

981 Meine Listen haben einen starken Rezensions- und Berichtteil, der für mich impulsgebend ist.

925 Die Kritik Anderer hat mich zur Entwicklung neuer Software motiviert – d.h. um zu zeigen, dass die Kritik ungerechtfertigt ist.

1373 Man kann herausfinden, wer sich für was interessiert, und diese Leute dann ggf. zu eigenen Tagungen einladen.

3.2.3 Funktionale Profile: Informieren, Kooperieren, Diskutieren

Wie bereits angedeutet, lässt sich die Mehrzahl von Mailinglistposts drei relativ klar erkennbaren funktionalen Profilen zuweisen:

- (i) informieren über (z.B. eine Neuerscheinung, eine Stellenanzeige etc.),
- (ii) eine wissenschaftliche Aufgabe bzw. Frage kollaborativ bearbeiten (z.B. bei der Erstellung einer Spezialbibliographie),
- (iii) Formen der Kritik und Kontroverse (z.B. im Anschluss an eine Rezension).

Wissenschaftliche Mailinglists haben häufig ein über längere Zeit stabiles funktionales Profil, z.B. als „Servicelist“, in der das Informieren (i) überwiegt, oder als reine Diskussionsliste, in der nur selten Informationsposts aufkommen. Darüber hinaus gibt es aber auch gemischte Listen, in denen die genannten Nutzungsformen (i) bis (iii) in unterschiedlichen Anteilen vorkommen.

Die folgende Frage diente zum einen dazu, Aufschluss über die funktionalen Profile der genutzten Listen zu bekommen und zum anderen auch dafür, das Nutzungsverhalten der Befragten besser einordnen zu können: *Für welche Funktionen wird die Mailinglist/die Mailinglist, die für Sie am wichtigsten ist, genutzt?*

Hier waren folgende Antwortmöglichkeiten vorgegeben:

- 1) Auf der Liste wird hauptsächlich über Tagungen, Calls for Papers etc. informiert.
- 2) Auf der Liste werden häufig wissenschaftliche Diskussionen geführt.
- 3) Auf der Liste kommt es häufig zum Austausch von wissenschaftlichen Informationen (z.B. Hilfe bei der Suche nach Literatur).

Antwortoption 1 (Informieren): Mit 559 Nennungen in den obersten beiden Skalenwerten (82%) liegt diese Antwortoption weit vor den beiden anderen Optionen. Dieses Ergebnis bestätigt unsere Beobachtung, dass in vielen Listen Informationsposts dominieren.

Interessant ist in diesem Zusammenhang vor allem der Blick auf die verschiedenen Fächergruppen: Lediglich die Naturwissenschaften fallen an dieser Stelle leicht aus der Reihe. Während 88% der Sozialwissenschaftler, 87% der Geistes- und Kulturwissenschaftler und 82% der Lebenswissenschaftler angaben, dass ihre Liste hauptsächlich für das Posten von Konferenzankündigungen etc. genutzt wird, waren es unter den Naturwissenschaftlern nur 73%.

Antwortoption 2 (Diskutieren): Nur knapp jeder Vierte nutzt der Befragung zufolge eine Mailinglist, in der auch häufig wissenschaftliche Diskussi-

onen geführt werden. Mit 161 Nennungen liegt diese Antwortoption weit hinter den anderen beiden Optionen.

Mit 13% liegen die Sozialwissenschaften 11 Prozentpunkte unter dem Durchschnitt (24%). Ganz vorne liegen die Geisteswissenschaftler mit 28% (Naturwissenschaften 25%, Lebenswissenschaften 19%).

Antwortoption 3 (Kooperieren): 40% der befragten Wissenschaftler gaben an, dass auch der Kooperationsaspekt innerhalb der von ihnen genutzten Listen eine gewisse Rolle spielt. Mit 269 Nennungen ist der Austausch von wissenschaftlichen Informationen die zweithäufigste Nutzungsform.

Ganz vorne liegen auch in diesem Fall die Geistes- und Kulturwissenschaftler mit 44%. Die Lebenswissenschaftler sind mit 31% die Schlusslichter (Naturwissenschaften 38%, Sozialwissenschaften 34%).

Das Bild, das sich bei der Auswertung der drei Antwortoptionen ergibt, entspricht dem Tenor der 46 Kommentare, die zu dieser Frage abgegeben wurden: Die Informationsfunktion der Listen wird darin deutlich hervorgehoben. In einigen Kommentaren finden wir zudem explizite Hinweise darauf, dass die Spielregeln einiger Listen keine anderen Nutzungsformen zulassen:

1872 Die Listen sind wichtig, um z.B. Stelleninformationen, Calls for Papers, Tagungs- oder sonstige Ankündigungen zu erhalten.

793 Ich beschränke mich auf das Lesen, da die von mir genutzten Listen H-SOZ-Kult (nicht mehr) und H-Germanistik (m.W. noch nie) Frageforen, Diskussionen nicht (mehr) anbieten. Ersteres fand ich seinerzeit durchaus reizvoll.

922 Die Mailinglisten sind für mich nur wegen bevorstehender Veranstaltungen interessant.

1141 In den Listen, an denen ich mich beteilige, werden keine individuellen Diskussionen geführt, sondern sie dienen allein zur Verbreitung von Mitteilungen, Ankündigungen, etc.

2068 Die meisten Listen, auf denen ich bin, gestatten keine längeren inhaltlichen Diskussionen, da ansonsten die Anzahl der E-Mails pro Tag zu hoch werden würde.

1373 Auf diesem Weg nach Literaturhinweisen zu fragen, würde in meinem Fach für ehrenrührig gehalten werden. Schließlich gehört das Finden von Quellen und Literatur zum Kerngebiet historischer Forschungsmethodik. Nach Literatur etc. könnte man höchstens in einer Privatmail bei absoluten Spezialisten ihres Fachgebiets fragen, wo der Wissensabstand offenkundig ist. (Professor, Geschichtswissenschaft)

3.2.4 Nutzungsverhalten

Um möglichst detaillierte Einblicke in das Nutzungsverhalten der verschiedenen Bezugsgruppen zu bekommen und somit Aussagen über verschiedene Nutzungsprofile machen zu können, haben wir sowohl die verschiedenen Formen der aktiven Beteiligung als auch das Leseverhalten der befragten Wissenschaftler genau beleuchtet. Die Frage zur aktiven Beteiligung lautete: *Wie würden Sie Ihre Aktivität in der Liste beschreiben?*

Hier waren folgende Antwortmöglichkeiten vorgegeben:

- 1) Auf Anfragen zu Literatur etc. aus meinem Forschungsbereich reagiere ich meistens.
- 2) Wenn interessante Diskussionen aufkeimen, beteilige ich mich daran.
- 3) Wenn ich auf der Suche nach interessanter Forschungsliteratur etc. bin, frage ich meine KollegInnen in der Liste.
- 4) Ich versuche hin und wieder selbst Diskussionen anzustoßen.
- 5) Ich beschränke mich meistens auf das Lesen der Beiträge.
- 6) Ich verschicke gelegentlich Beiträge mit Hinweisen auf Veranstaltungen etc. über die Liste.

Antwortoption 1 (Hilfe bei Anfragen): Insgesamt 37% der Befragten gaben bei dieser Frage an, dass sie auf konkrete Anfragen aus ihrem Forschungsbereich reagieren würden.

Als besonders hilfsbereit erwies sich vor allem die Gruppe der Professoren im Ruhestand: Davon würden 80% auf eine solche Anfrage antworten. Die Professoren und Privatdozenten waren mit 37% und 33% dagegen etwas zurückhaltender. Schlusslichter sind hier die Doktoranden mit 27%.

Ein ähnliches Bild ergibt sich bei der Betrachtung der verschiedenen Altersgruppen. Dort erkennt man eine stetige prozentuale Steigerung: Während die beiden unteren Altersgruppen (20 bis 29 Jahre und 30 bis 39 Jahre) mit 28% bzw. 29% recht zurückhaltend sind, sind die beiden oberen Altersgruppen (40 bis 49 Jahre und 50 Jahre und älter) in den obersten beiden Skalenniveaus mit 41% bzw. 48% vertreten. Dies legt die Vermutung nahe, dass die auffällige Zurückhaltung der jüngeren bzw. weniger etablierten Wissenschaftler auf die Selbsteinschätzung dieser Gruppen, selbst nichts Essentielles beitragen zu können, zurückzuführen ist.

Antwortoption 2 (Teilnahme an Listendiskussionen): Mit 122 Nennungen bzw. 18% ist die Bereitschaft, sich an Diskussionen zu beteiligen, offenbar wesentlich geringer als die, auf konkrete Anfragen aus dem eigenen Forschungsbereich zu reagieren.

Auch hier können wir wieder einen – wenn auch wesentlich geringeren – Unterschied zwischen den Professoren im Ruhestand mit 30% und den Doktoranden mit 15% sehen (Postdoktoranden 17%, Privatdozenten 17%, Professoren 19%).

Was die Fächergruppen betrifft, so können wir zumindest einen kleinen Abstand zwischen den Lebenswissenschaften mit 31% und den Naturwissenschaften mit 25% auf der einen Seite und den Geistes- und Kulturwissenschaftlern mit 14% sowie den Sozialwissenschaftlern mit 11% auf der anderen Seite feststellen.

Antwortoption 3 (Suche nach Literatur): Bei der Suche nach interessanter Forschungsliteratur nutzt unserer Befragung zufolge nur jeder Fünfte die Möglichkeit, die Kollegen in der Liste zu Rate zu ziehen. So entschieden sich nur 19% der Befragten (127) bei dieser Antwortoption für eine der beiden obersten Skalenwerte.

An der Spitze sind auch hier wieder die Professoren im Ruhestand mit 30%. Während unter den Doktoranden zumindest noch 21% angaben, Mailinglists zur Literatursuche zu nutzen, entschieden sich bei dieser Antwortoption nur 12% der Privatdozenten für die obersten beiden Skalenwerte.

Bei den Fächergruppen sind nur geringe Unterschiede zu erkennen: Während nur 15% der Sozialwissenschaftler und 16% der Geistes- und Kulturwissenschaftler angaben, dass sie bei der Suche nach Forschungsliteratur selbst in der Liste aktiv werden, waren es 23% der Naturwissenschaftler und 25% der Lebenswissenschaftler.

Antwortoption 4 (Initiieren von Diskussionen): Was das Anstoßen von Diskussionen betrifft, sind die befragten Wissenschaftler äußerst zurückhaltend. Mit 53 Nennungen (8%) in den obersten beiden Skalenwerten steht diese Antwortoption weit hinter den ersten drei Optionen zurück.

Lediglich die Gruppe der Professoren im Ruhestand sticht mit 20% bei der Auswertung nach verschiedenen Gruppen deutlich hervor (Doktoranden 4%, Postdoktoranden 9%, Privatdozenten 8%, Professoren 9%).

Antwortoption 5 (Lesen von Beiträgen): Mit 503 Nennungen in den obersten beiden Skalenwerten ist diese Antwortoption die am häufigsten genannte. Drei Viertel der befragten Wissenschaftler (74%) gaben somit an, dass sie sich bei der Mailinglistnutzung eher passiv verhalten und hauptsächlich auf das Lesen von Beiträgen beschränken. Nur jeder vierte Wissenschaftler beteiligt sich demzufolge auch aktiv an den Listenkommunikationen. Dieses Ergebnis bestätigt nicht nur unsere eigenen Beobachtungen bezüglich der Nutzung von Mailinglists, sondern entspricht auch den Ergebnissen unserer quantitativen Auswertungen, die wir bereits an anderer Stelle präsentiert haben. Dabei hat sich gezeigt, dass die Zahl der aktiven Listenteilnehmer in den meisten Listen um ein Vielfaches geringer ist als die Zahl der offiziellen

Listen-Abonnenten, d.h. dass der Kreis der „Lurker“, die sich gar nicht oder nur vereinzelt, beispielsweise bei Spezialthemen, zu Wort melden, entsprechend groß ist. Der größte Anteil der Posts wird unseren Auswertungen zufolge in der Regel von einer recht überschaubaren Gruppe, dem so genannten „inner circle“ der Liste, produziert.

Besonders zurückhaltend sind der Befragung zufolge die Geistes- und Kulturwissenschaftler. Von ihnen gaben 81% an, dass sie sich in erster Linie auf das Lesen von Beiträgen beschränken. Unter den Naturwissenschaftlern waren es dagegen nur 63%.

Auch bei den Statusgruppen konnten wir einen recht großen Unterschied feststellen: Während sich 81% der Doktoranden für einen der beiden obersten Skalenwerte entschieden, nehmen Professoren im Ruhestand mit nur 60% offenbar häufiger selbst aktiv an Listenkommunikationen teil (Postdoktoranden 74%, Privatdozenten 76%, Professoren 75%).

Antwortoption 6 (Informieren über Veranstaltungen etc.): Insgesamt 39% (261) der in diesem Fall Befragten (261) gaben an, dass sie gelegentlich selbst Beiträge mit Hinweisen auf Veranstaltungen etc. über die Liste verschicken.

Unterschiede erkennen wir vor allem im Hinblick auf die Verteilung innerhalb der Statusgruppen: Mit 52% liegt die Gruppe der Privatdozenten an der Spitze, dicht gefolgt von der Gruppe der Professoren mit 49%. Die Schlusslichter sind dagegen, mit einem weiten Abstand, die Professoren im Ruhestand mit 26% und die Doktoranden mit 27%. Dieses Ergebnis ist jedoch nicht weiter verwunderlich, da die letzteren beiden Gruppen in der Regel seltener aktiv in die Veranstaltung von Konferenzen etc. involviert sind.

Um nähere Informationen über das Leseverhalten der Befragten zu bekommen, stellten wir ihnen im weiteren Verlauf folgende Frage: *Wie würden Sie Ihr Leseverhalten bezüglich der Mailinglistbeiträge beschreiben?*

Hier waren folgende Antwortmöglichkeiten vorgegeben:

- 1) Ich lese so viele Beiträge wie möglich.
- 2) Ich lese nur Beiträge, die mich – der Betreffzeile zufolge – thematisch interessieren.
- 3) Ich lese meist nur die Beiträge von bestimmten Personen.

Antwortoption 1 (keine Selektion): 129 Befragte wählten an dieser Stelle eine der beiden obersten Skalenwerte. Das heißt, dass nur in etwa jeder Fünfte (19%) der Befragung zufolge so viele Beiträge wie möglich liest.

Auffällig ist dabei die Abstufung zwischen den Statusgruppen: Während 27% der Doktoranden angaben, nicht zu selektieren, entschieden sich bei dieser Antwortoption nur 17% der Postdoktoranden, 14% der Privatdozenten,

13% der Professoren und 10% der Professoren im Ruhestand für eine der beiden obersten Skalenwerte.

Antwortoption 2 (thematische Selektion): Insgesamt 73% der befragten Wissenschaftler gaben an, dass die thematische Ausrichtung der Posts ein wichtiges Kriterium für ihre Leseauswahl darstellt. Mit 495 Nennungen in den obersten beiden Skalenwerten liegt diese Antwortoption weit vor den beiden anderen Optionen. Der Betreffzeile, die ja häufig als erstes Themen-Indiz wahrgenommen wird, kommt dementsprechend offenbar eine sehr große Bedeutung zu.

Wie sich schon bei Antwortoption 1 angedeutet hat, selektieren Doktoranden bei der Auswahl etwas weniger als beispielsweise Professoren. Während 78% der Professorengruppe angaben, dass sie nur Beiträge lesen, die sie thematisch interessieren, waren es unter den Doktoranden nur 68%.

Antwortoption 3 (personenbezogene Selektion): Die personenbezogene Selektion spielt dagegen beim Auswahlverfahren eine wesentlich geringere Rolle als die thematische Selektion. Nur 74 Befragte (11%) gaben an, dass sie meist nur die Beiträge bestimmter Personen lesen. Weder bei den Fächergruppen noch bei den Alters- oder Statusgruppen gibt es diesbezüglich auffällige Abweichungen.

3.2.5 Gründe der Nichtnutzung

Ein besonderes Interesse bestand für uns auch darin, Informationen darüber zu bekommen, welche Gründe für diejenigen der Befragten, die keine Mailinglists nutzen, gegen die Nutzung sprechen. Sind es die Eigenschaften des Formats, die Nutzung anderer digitaler Formate, die die Nutzung von Mailinglists überflüssig machen, oder liegt es beispielsweise an dem mangelnden Angebot an einschlägigen Mailinglists im jeweiligen Fach? Letzteres erwies sich nur bei einem Viertel der Befragten als zutreffend. Auf die Frage *Gibt es – Ihres Wissens nach – Mailinglists in Ihrem Fach?* antworteten nur 26% mit „Nein“.

Im Hinblick auf die Fächergruppen finden wir bei den Naturwissenschaftlern einen Wert von 36%, weit dahinter die Geistes- und Kulturwissenschaftler mit 17% und die Lebenswissenschaftler mit 15%.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Verteilung bei den Statusgruppen: Während 32% der Doktoranden angaben, dass es keine Mailinglists in ihrem Fach gibt, waren es unter den Professoren im Ruhestand lediglich 16%.

Auch bei den Altersgruppen lag die jüngste Altersgruppe (20 bis 29 Jahre) mit 38% weit vor der ältesten Altersgruppe (50 Jahre und älter), von der nur 19% angaben, dass es keine Mailinglists in ihrem Fach gibt. Eine mögliche

Erklärung für diesen Unterschied ist, dass die jüngeren Wissenschaftler zum Teil noch keinen guten Überblick über die Mailinglistlandschaft haben.

Mit „Ja“ antworteten insgesamt 57% der Befragten und schlossen damit aus, dass das mangelnde Angebot bei ihnen zur Nichtnutzung führt. (Die übrigen 17% (63) antworteten mit „Ich weiß nicht was Mailinglists sind“.) Den Wissenschaftlern, die mit „Ja“ geantwortet haben, haben wir im Folgenden eine weitere Frage vorgelegt, bei der sie angeben sollten, inwieweit die einzelnen vorgegebenen Gründe für sie von Bedeutung sind: *Wir würden gerne mehr über die Gründe, warum Sie Mailinglists nicht nutzen, erfahren. Inwieweit treffen die folgenden Punkte auf Sie zu?* Hier waren folgende Antwortmöglichkeiten vorgegeben:

Ich habe keine Mailinglists abonniert, weil...

- 1) ich das Verhältnis zwischen Zeitaufwand und Nutzen nicht angemessen finde.
- 2) mein Postfach ohnehin so überfüllt ist.
- 3) ich keine Liste kenne, in der es um Themen geht, die mich unmittelbar interessieren.
- 4) ich bereits andere digitale Kommunikations- bzw. Publikationswege nutze und mir das ausreicht.

Die Ergebnisse dieses Begründungsblocks lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

Antwortoption 1 (zu großer Zeitaufwand): Mehr als die Hälfte (55%) der in diesem Fall Befragten gaben an, dass sie ein Missverhältnis zwischen dem Zeitaufwand, den die Mailinglistnutzung mit sich bringt, und dem tatsächlichen Nutzen der Mailinglists für die wissenschaftliche Tätigkeit sehen. Das heißt 126 Wissenschaftler entschieden sich bei der Beantwortung der Frage für die beiden obersten Skalenwerte. Interessant ist, dass wir sowohl im Vergleich der Fächergruppen, als auch bei den Status- und Altersgruppen diesbezüglich große Unterschiede erkennen können. Innerhalb der Fächergruppen sind es die Geistes- und Kulturwissenschaftler mit 64%, die diesen Grund besonders häufig genannt haben, unter den Sozialwissenschaftlern gaben dagegen nur 37% an, dass sie der Zeitaufwand an der Nutzung hindert.

Betrachtet man die verschiedenen Statusgruppen, so sind es die Gruppe der Privatdozenten mit 83% und die Gruppe der Professoren mit 75%, die neben den Doktoranden mit 39% besonders hervorstechen.

Dieses Bild bestätigt sich auch beim Vergleich der Altersgruppen, dort können wir bei den einzelnen Altersstufen einen stetigen Anstieg erkennen: Während von den jüngeren Befragten (20 bis 29 Jahre) 45% den großen Zeit-

aufwand als Hinderungsgrund sehen, von den 30 bis 39-Jährigen 49% und den 40 bis 49-Jährigen 57%, sind es bei den über 50-Jährigen sogar 70%.

Antwortoption 2 (befürchtete E-Mail-Flut): Das überfüllte E-Mail-Postfach war für 61% der Befragten ein Grund für die Nichtnutzung. Bei dieser Antwortoption entschieden sich 139 Wissenschaftler für die obersten beiden Skalenwerte.

Vor allem für die Professoren ist die befürchtete E-Mail-Flut ein Grund, sich nicht an Mailinglistkommunikationen zu beteiligen. 83% der Professoren wählten die obersten beiden Skalenwerte. Bei den Doktoranden waren es dagegen nur 51% (Postdoktoranden 52%, Privatdozenten 67%, Professoren im Ruhestand 70%).

Antwortoption 3 (keine Liste zum Interessengebiet): Mit nur 103 Nennungen (45%) in den obersten beiden Skalenwerten spielt dieser Grund offenbar eine geringere Rolle für die Entscheidung, keine Mailinglists zu nutzen, als die anderen vorgegebenen Antwortoptionen. Diesbezüglich sind sich auch die verschiedenen Fächergruppen recht einig, so dass wir dort im Grunde genommen keine großen Abweichungen finden können. Lediglich zwischen den Naturwissenschaftlern und den Lebenswissenschaftlern gibt es eine Differenz von über 10%: Geistes- und Kulturwissenschaften 49%, Naturwissenschaften 40%, Sozialwissenschaften 47%, Lebenswissenschaften 52%.

Antwortoption 4 (Nutzung anderer digitaler Formate): Die Nutzung anderer digitaler Formate, die ähnliche Nutzungsprofile aufweisen, ist mit 149 Nennungen (65%) in den obersten beiden Skalenwerten der am häufigsten genannte Grund.

Große Unterschiede sind vor allem bei den Statusgruppen zu erkennen: Während sich 83% der Privatdozenten für diesen Grund aussprachen, dicht gefolgt von den Professoren im Ruhestand (80%) und den Professoren mit 75%, waren die Doktoranden auch an dieser Stelle wesentlich zurückhaltender. Nur 55% der befragten Doktoranden gaben an, dass die Nutzung anderer digitaler Formate ausschlaggebend für ihre Nichtnutzung von Mailinglists ist.

Zu dieser Frage wurden insgesamt 21 Kommentare abgegeben, in denen die Gründe, die in den Antwortmöglichkeiten vorgegeben waren, zum Teil noch einmal wiederholt bzw. verstärkt wurden. Aus den Kommentaren geht hervor, dass Vielen die Nutzungsmöglichkeiten von Mailinglists und deren Potenzial nicht bewusst sind, wie beispielsweise die folgenden Kommentare zeigen:

824 Ich bin daran nicht gewöhnt und vielleicht auch zu faul, mich da zu vertiefen, weiß also gar nicht, ob das überhaupt einen Sinn hat, Mailinglists zu benutzen.

1462 Hier gilt eigentlich dasselbe wie für Blogs; habe mich beruflich noch nicht damit auseinandergesetzt und die für mich interessanten Mailinglisten gesucht und wurde bisher auch nicht damit konfrontiert.

2097 Fachbezogene Mailinglisten in der Informatik beziehen sich oft auf Produkte oder Werkzeuge (Softwaretools, Softwarebibliotheken, etc.), aber selten auf die Arbeiten selbst. Es ist daher schwierig, dieses Medium zur allgemeinen Diskussion sinnvoll einzusetzen. Zudem ist die Mailinglist ihrer ursprünglichen Form (Point-to-Point ausgedehnt auf mehrere Nutzer) in meinen Augen überholt. Bei großen Gruppen ist es unverhältnismäßig, alle Beiträge zu verfolgen. Hierarchische kollaborative Medien wie z.B. Wikis oder ähnliches sind da deutlich besser geeignet, zumindest wenn es um die Weitergabe oder ausführliche Dokumentation von Wissen geht.

1920 Ich stehe auf einigen Mailinglisten, benutze sie aber nicht hauptsächlich, da sie die Möglichkeiten ausschließen, zweckgebunden flexibel zu diskutieren.

2172 Bisher hatte ich auch hier nicht wirklich Bedarf eine solche zu nutzen.

3.2.6 Kritik und Kontroversen in Mailinglists

Zu den Nutzungsformen wissenschaftlicher Mailinglists gehören – wie bereits weiter oben ausgeführt wurde – auch verschiedene Formen der Kritik und Kontroverse. Wissenschaftler diskutieren beispielsweise in Listen mit Kollegen über wissenschaftliche Fragestellungen oder Methoden, kritisieren neu erschienene Texte oder verteidigen ihre Position als Autor, um nur eine kleine Auswahl zu nennen. Betrachtet man Kontroversen – wie beispielsweise der Kontroversenforscher Marcelo Dascal – als Motor des wissenschaftlichen Fortschritts, sind gerade solche kontroversen Verläufe in Mailinglists besonders gewinnbringend. Die Ergebnisse zu der Frage nach den Listenprofilen (*Für welche Funktionen wird die Mailinglist/die Mailinglist, die für Sie am wichtigsten ist, genutzt?*) bzw. dem Nutzungsverhalten (*Wie würden Sie Ihre Aktivität in der Liste beschreiben?*) weisen darauf hin, dass das diesbezügliche Potenzial der Listen bisher nur von einer Minderheit der Befragten aktiv genutzt wird.

Ziel der letzten beiden Fragen aus dem Mailinglist-Fragenblock war es daher, Hinweise zur aktuellen Einstellung der Wissenschaftler hinsichtlich Autoreplikationen und Kontroversenführung in Mailinglists zu sammeln sowie Aufschluss über die jeweiligen Gründe zu bekommen. Die erste diesbezügliche Frage lautete: *Ein Kollege weist Sie darauf hin, dass jemand in einer Mail-*

inglist eine substantielle Kritik an einer Ihrer Publikationen geäußert hat. Würden Sie darauf reagieren?

- 1) Ja, ich würde mit einem Antwortbeitrag reagieren.
- 2) Ich würde nicht reagieren.

Antwortoption 1 (Ja): Fast drei Viertel der Befragten (74%) antworteten bei dieser Frage mit „Ja“. Das entspricht 706 Nennungen.

Bei der Verteilung nach Fächergruppen, können wir einen deutlichen Unterschied sehen zwischen den Geistes- und Kulturwissenschaftlern, von denen nur 66% angaben, dass sie antworten würden, und den Naturwissenschaftlern bzw. den Lebenswissenschaften, die mit 81% bzw. 83% ganz vorne liegen. Die Sozialwissenschaftler liegen mit 75% in der Mitte.

Auch bei den Statusgruppen gibt es Auffälligkeiten: Während die Doktoranden mit 80% nur knapp hinter den Professoren im Ruhestand liegen (82%), sind die Professoren mit 69% die Schlusslichter. Bei genauerer Betrachtung sind vor allem Professoren aus den Sozialwissenschaften und Professoren aus den Geistes- und Kulturwissenschaften auffallend zurückhaltend. Mit 57% bzw. 62% liegen sie weit hinter ihren Kollegen aus den Naturwissenschaften (80%) und den Lebenswissenschaften (78%) zurück.

Antwortoption 2 (Nein): Für „Nein“ entschieden sich hingegen nur 243 der befragten Wissenschaftler (26%).

Während es bei den meisten anderen Fragen auch die Möglichkeit gab, auf eine Antwort zu verzichten, wurden die Befragten an dieser Stelle dazu angehalten, zumindest eine Tendenz anzugeben. Auf diese Weise konnten bei der darauffolgenden Frage (*Wir würden gerne mehr über die Gründe für Ihre Antwortwahl bei der vorigen Frage erfahren. Inwieweit treffen die folgenden Punkte auf Sie zu?*) – je nach Antwort – unterschiedliche Antwortoptionen angeboten werden.

Die Antwortoptionen für die Begründung der Befürwortung einer Replik lauteten:

- 1) Ich finde, es ist eine sehr gute Möglichkeit, um meine Position als AutorIn zu verteidigen.
- 2) Ich finde solche Diskussionen sehr gewinnbringend, da sie nützliche Impulse für meine Arbeit liefern.

Antwortoption 1 (Möglichkeit der Verteidigung): Für 58% der in diesem Fall Befragten bieten Mailinglists eine sehr gute Möglichkeit, um die Position als Autor zu verteidigen. Mit 412 Nennungen in den obersten beiden Skalenwerten liegt diese Antwortoption vor Antwortoption 2.

Antwortoption 2 (neue Impulse durch Diskussionen): Über die Hälfte der hier befragten Wissenschaftler (54%) gaben an, dass Mailinglist-Diskussionen über Neuerscheinungen ihrer Meinung nach sehr gewinnbringend sein können und nützliche Impulse für die wissenschaftliche Arbeit mit sich bringen.

Interessant ist vor allem das Ergebnis der Lebenswissenschaftler: Während sie im Hinblick auf die Replikbefürwortung mit 83% die Spitzenreiter waren, liegen sie an dieser Stelle mit 44% einige Prozentpunkte hinter den anderen Fächergruppen zurück (Geistes- und Kulturwissenschaft 56%, Naturwissenschaften 51%, Sozialwissenschaften 60%). Offenbar spielen hier andere Gründe, wie beispielsweise die Verteidigung der eigenen Position als Autor, eine größere Rolle.

Die Antwortoptionen für die Begründung bzw. nähere Erläuterung des Replikverzichts waren hingegen:

- 1) Ich würde die Diskussion zwar verfolgen, mich selbst aber nicht zu Wort melden.
- 2) Ich habe bisher keine Mailinglists genutzt und fände es merkwürdig, dort bei Kritik plötzlich aktiv zu werden.
- 3) Ich befürchte, dass es zu heftigen Auseinandersetzungen kommen könnte, die letztlich zu nichts führen.
- 4) Ich befürchte, dass meine Reputation als Autor darunter leiden könnte.
- 5) Wenn ich dort reagieren würde, müsste ich auf jede Rezension zu meinen Beiträgen antworten.
- 6) Ich finde, dass man als Autor generell nicht auf Rezensionen reagieren sollte, egal wo sie erscheinen.

Antwortoption 1 (stilles Verfolgen): 50% der Befragten (121 Befragte), die angaben, nicht auf die Kritik zu reagieren, würden die Diskussion in der Liste trotzdem verfolgen.

Vor allem die Sozialwissenschaftler (60%) und die Geistes- und Kulturwissenschaftler (56%) entschieden sich besonders häufig für das stille Verfolgen der Diskussion. Von den Lebenswissenschaftlern gaben dagegen nur 9% an, dass sie den Verlauf verfolgen würden (Naturwissenschaftler 40%).

Antwortoption 2 (konsequente Nichtnutzung): Diese Antwortoption sahen nur diejenigen Befragten, die keine Mailinglists nutzen. 33% (148) davon gaben an, dass sie es merkwürdig finden würden, bei Kritik plötzlich in der Mailinglist aktiv zu werden.

Antwortoption 3 (ausufernde Auseinandersetzungen): Dass es zu ausufernden Auseinandersetzungen kommen könnte, befürchten der Befragung zufolge 32% der befragten Wissenschaftler.

Interessant ist vor allem der Blick auf die Statusgruppen: Während sich 45% der Doktoranden vor heftigen Auseinandersetzungen, die durch ihre Reaktion zustande kommen könnten, scheuen, ist diese Befürchtung bei den Professoren im Ruhestand wesentlich seltener vertreten. Von ihnen wählten bei dieser Frage nur 14% eine der beiden obersten Skalenwerte.

Auch bei den Fächergruppen erkennen wir Unterschiede: Während die Lebenswissenschaftler mit 45% vorne liegen, spielt diese Befürchtung für die Geistes- und Kulturwissenschaftler mit 28% eine geringere Rolle.

Antwortoption 4 (möglicher Reputationsverlust): Nur 18% der befragten Wissenschaftler befürchten unserer Befragung zufolge einen Reputationsverlust, wenn sie auf die Kritik in einer Mailinglist reagieren. Mit 45 Nennungen wurde diese Antwortoption wesentlich seltener ausgewählt als die anderen Optionen.

Besonders interessant ist hier die Verteilung bei den Statusgruppen: Das Risiko eines möglichen Reputationsverlusts wird vor allem von den Doktoranden als Grund dafür genannt, nicht zu antworten. Während sich von ihnen 32% für eine der beiden obersten Skalenwerte entschieden, spielte dieses Risiko für die befragten Privatdozenten und Professoren im Ruhestand offenbar keine Rolle. Von ihnen entschied sich an dieser Stelle niemand für die beiden obersten Skalenwerte (Postdoktoranden 19%, Professoren 15%).

Auch bei den Fächergruppen können wir Unterschiede feststellen: Während das Risiko des Reputationsverlusts für die befragten Lebenswissenschaftler offenbar kein Grund für den Replikverzicht darstellt (kein Lebenswissenschaftler entschied sich bei dieser Antwortoption für eine der beiden obersten Skalenwerte), sieht es bei der Gruppe der Geistes- und Kulturwissenschaftler etwas anders aus: Davon entschieden sich 23% für eine der beiden obersten Skalenwerte.

Antwortoption 5 (entstehender „Replikzwang“): Mit 137 Nennungen ist diese Antwortoption die meistgenannte Begründung. 57% der Befragten gaben an, dass sie der entstehende „Replikzwang“ davon abhalten würde, auf die Kritik in der Mailinglist zu reagieren.

Interessant ist in diesem Zusammenhang vor allem der erhebliche prozentuale Unterschied zwischen der Gruppe der Professoren und den Professoren im Ruhestand: Mit 63% liegt die Gruppe der Professoren in diesem Fall ganz vorne. Für die Professoren im Ruhestand, von denen sich nur 28% für eine der beiden obersten Skalenwerte entschieden, scheint der entstehende „Replikzwang“ wesentlich weniger Bedeutung zu haben.

Antwortoption 6 (Repliken zu Rezensionen sollten vermieden werden): Die Auffassung, dass Autoren generell nicht auf Rezensionen reagieren sollten, vertreten 103 der hier befragten Wissenschaftler – das entspricht 42%.

Besonders erwähnenswert ist auch hier der große prozentuale Unterschied zwischen den Statusgruppen: Während sich sowohl von den Doktoranden, den Postdoktoranden als auch den Privatdozenten jeweils weniger als 40% für einen generellen Replikenverzicht aussprachen (30%, 38%, 37%), wählte mehr als die Hälfte der Professoren (54%) und sogar beinahe zwei Drittel der befragten Professoren (72%) bei dieser Antwortoption eine der beiden obersten Skalenwerte.

Bei den Fächergruppen liegt die Gruppe der Geistes- und Kulturwissenschaftler mit 52% weit vor ihren Kollegen aus den Natur- bzw. Lebenswissenschaften, von denen nur 26% bzw. 18% diese Auffassung vertreten (Sozialwissenschaftler: 42%).

Betrachten wir einmal die offenen Kommentare zu diesem Fragenbereich. Insgesamt wurden 104 Kommentare abgegeben, von denen einige im Folgenden wiedergegeben werden. Der Übersichtlichkeit halber haben wir die ausgewählten Kommentare den folgenden drei Aspekten zugeordnet: zu großer zeitlicher Aufwand, Bevorzugung der persönlichen (nicht-öffentlichen) Kontaktaufnahme, differenzierende Abwägungen.

1. Zu großer zeitlicher Aufwand

2004 Ich hätte etwas Bedenken, dass die Nutzung von Mailinglisten zu Zeitverschwendung und Überfrachtung meines E-Mail-Accounts führt.

1988 Diese ganzen „gadgets“ sind doch eher etwas für Personen, die durch ihre eigentliche Arbeit nicht ausgelastet sind. Ich hätte keine Zeit nebenher auch noch in Mailinglists/Blogs etc. Kommentare abzugeben. Durch Lehre und (ernsthafte) Forschung bin ich bereits 60h/Woche beschäftigt.

1326 Gegen all diese Aktivitäten spricht natürlich immer die Zeitnot.

1474 Es gibt in meinem Fachgebiet Theologie tatsächlich kaum Blogs und Mailinglisten und von daher stellt sich diese Problematik für mich nicht. Allerdings würde ich diese Medien, wenn es sie gäbe, wahrscheinlich trotzdem aus Zeitmangel kaum nutzen.

2. Bevorzugung der persönlichen (nicht-öffentlichen) Kontaktaufnahme

1097 Vielleicht würde ich über alternative Wege nachdenken, zu reagieren, ehe ich gleich in eine öffentliche Diskussion in der Mailingliste gehen würde, fände ich es interessanter, mich mit dem kritischen Kollegen direkt auszutauschen. – Das fände ich persönlich jedenfalls entspannter.

- 1213 Reagieren würde ich schon, aber sicher nicht über eine öffentliche Mailingliste (am ehesten per E-Mail).
- 1316 Die Reaktion muss nicht über das gleiche Medium geführt werden; ich würde direkten Kontakt zum Schreiber aufnehmen.
- 1668 Ich würde reagieren, aus mir heraus aber diese Wege nicht benutzen. Wenn ich einen Kollegen auf eine Publikation ansprechen will, dann in einer persönlich gehaltenen E-Mail oder noch besser im Gespräch.
- 2040 falls ein anderer Wissenschaftler Interesse oder Zweifel an meinen Resultaten hat oder gar brennende Fragen, fände ich es angebracht, dass er mich einfach per E-Mail anschreibt und so eine Diskussion beginnt – und nicht im Netz... das würde zumindest ich tun – und ich finde das gehört sich auch so!
- 1987 Ich halte es für äußerst schwierig eine wissenschaftliche Diskussion per E-Mail zu führen. Viel effektiver sind direkte Diskussionen. Daher würde ich mich an diesen Diskussionen nicht beteiligen. Allerdings kenne ich in meinem Fachgebiet auch keine derartigen Online-Diskussionen.

3. Differenzierende Abwägungen

- 1492 Die 2. Antwortmöglichkeit würde ich gern anders formulieren: Bei einer Mailinglist, die ich noch nie benutzt habe, würde es mir tatsächlich merkwürdig/komisch vorkommen, mich dort plötzlich zu äußern. Aber bei einer Mailinglist, die ich benutze, bei der ich weiß, dass mich die meisten sogar persönlich kennen, wäre es merkwürdig, (i) wenn so eine Kritik erscheinen würde und (ii) ich auf diese nicht reagieren würde... Ob ich überhaupt reagieren würde, würde auch davon abhängen, wie die Kritik formuliert ist (sachlich, höflich, wohlwollend oder als ein polemischer Angriff) und ob ich die Person kenne, achte usw. usf.
- 1507 Es kommt immer darauf an: Es ist eine gute Regel, nicht auf Rezensionen zu antworten. Man sollte sie nur im Extremfall außer Kraft setzen. Gelegentlich lerne ich und vielleicht auch Andere auch aus solchen Kontroversen.
- 1601 Meine Reaktion hängt natürlich davon ab, wie die Kritik an meiner Publikation sich ausnimmt. Wenn es sich um sachliche Kritik handelt, die mir Mängel meiner Arbeit vor Augen führt, dann ist auf jeden Fall ein Dank an den/die KritikerIn angebracht. Wenn mir die Kritik nicht einleuchtet, bedarf es der Klärung, damit ich sie verstehen kann. Falls es rein polemische Kritik ist, dann würde ich auf eine Antwort verzichten.

1039 hängt sehr stark von der Art/Überzeugungskraft der Kritik ab; würde reagieren, wenn es sich um Missverständnisse handelt, nicht unbedingt wenn es sich um eine an dieser Stelle nicht zu klärende Grundsatzdebatte handelt.

850 Meine Antwort wäre abhängig von der Art der Kritik (inhaltlich argumentierend und erkenntnisgewinnbringend oder als eine Art „Kollegenbashing“), auch ist wichtig, in welchem Ton die Kritik und die Diskussion geführt wird.

Wie bereits weiter oben angedeutet wurde, haben wir den Wissenschaftlern, die Publizieren nicht zu ihrem Tätigkeitsbereich zählen, die Frage in abgewandelter Form gestellt. Die Konstellation ist hier etwas anders: Im Mittelpunkt steht in diesem Fall nicht mehr die mögliche Replik des Wissenschaftlers zu einer Kritik an seiner Publikation, sondern – etwas allgemeiner – die Teilnahme an einer kontroversen Listendiskussion: *Ein Kollege weist Sie darauf hin, dass in einer Mailinglist eine kontroverse Diskussion geführt wird zu einem Thema, das für Ihre wissenschaftliche Arbeit grundlegend ist. Wie würden Sie darauf reagieren?*

Anders als bei der vorigen Frage haben wir an dieser Stelle auf eine vorge-schaltete Filterfrage und die Differenzierung der Antwortoptionen verzichtet. (Lediglich die Antwortoption 3 wurde bei denjenigen Befragten, die Mailinglists nutzen, ausgeblendet.) Die vorgegebenen Antwortoptionen entsprechen in etwa den vorigen und lauteten folgendermaßen:

- 1) Ich würde die Diskussion in der Mailinglist mit Interesse lesen.
- 2) Ich würde mich gegebenenfalls mit einem Beitrag an der Kontroverse beteiligen.
- 3) Ich habe bisher keine Mailinglists genutzt und fände es merkwürdig dort plötzlich aktiv zu werden.
- 4) Ich bin der Auffassung, dass solche Auseinandersetzungen in Mailinglists zu nichts führen.
- 5) Ich finde solche Mailinglist-Diskussionen sehr gewinnbringend, da sie nützliche Impulse für meine Arbeit liefern.

Antwortoption 1 (Verfolgen der Diskussion): 78% der 104 Wissenschaftler, denen diese Frage vorgelegt wurde, gaben an, dass sie die Diskussion in der Mailinglist mit Interesse verfolgen würden (81 Nennungen).

Auffällig ist an dieser Stelle lediglich das Ergebnis der Naturwissenschaftler: Während sich 84% der Geistes- und Kulturwissenschaftler, 96% der Sozialwissenschaftler und 100% der Lebenswissenschaftler für das Verfolgen der Diskussion entschieden, waren es bei den Naturwissenschaftler nur 60%.

Bei der Verteilung nach Altersgruppen kann man ein stetiges Sinken der Prozentzahlen beobachten: Während 85% der 20 bis 29-Jährigen angaben, dass sie die Diskussion verfolgen würden, waren es unter den 30 bis 39-Jährigen 82%, bei den 40 bis 49-Jährigen 78% und der letzten Altersgruppe (50 Jahre und älter) noch 66%.

Die Auswertung nach Statusgruppen entfällt bei dieser Frage, da drei der fünf Statusgruppen (Privatdozenten, Professoren, Professoren im Ruhestand) gar nicht oder nur durch eine Person vertreten sind.

Antwortoption 2 (Teilnahme an der Diskussion): Deutlich weniger Wissenschaftler entschieden sich dafür, sich auch aktiv an der Diskussion zu beteiligen. In den obersten beiden Skalenwerten sind nur 42 Nennungen (41%) zu verzeichnen.

Besonders zurückhaltend sind die Naturwissenschaftler mit 30% und die Lebenswissenschaftler mit 33%. Etwas stärker motiviert sind dagegen die Geistes- und Kulturwissenschaftler sowie die Sozialwissenschaftler mit 49% bzw. 50%.

Im Vergleich der Altersgruppen sind es vor allem die jüngeren Wissenschaftler, die häufiger angaben, dass sie sich beteiligen würden: Von den beiden unteren Altersgruppen (20 bis 29 Jahre und 30 bis 39 Jahre) gaben 46% bzw. 53% an, dass sie etwas beitragen würden, bei den beiden oberen Altersgruppen (40 bis 49 Jahre und 50 Jahre und älter) waren es nur 22% bzw. 25%.

Antwortoption 3 (konsequente Nichtnutzung): Diese Antwortoption war vorgesehen für Wissenschaftler, die nicht nur angaben, dass Publizieren nicht zu ihrem Tätigkeitsbereich zählt, sondern die zusätzlich auch keine Mailinglists nutzen. Nur zwei Befragte erfüllten diese Bedingungen, davon verzichtete ein Befragter auf eine Beantwortung. Der andere Befragte entschied sich nicht für eine der beiden obersten Skalenwerte, so dass es an dieser Stelle keiner weiteren Ausführung bedarf.

Antwortoption 4 (nutzlose Auseinandersetzungen): Nur 12% der Befragten (12 Nennungen) sind der Auffassung, dass Auseinandersetzungen in Mailinglists zu nichts führen.

Vorneweg die Naturwissenschaftler mit 17% und die Geisteswissenschaftler mit 11%. Von den Sozialwissenschaftlern und den Lebenswissenschaftlern entschied sich dagegen niemand für die beiden obersten Skalenwerte.

Antwortoption 5 (gewinnbringende Diskussionen): Mit 28% schneidet Antwortoption 5 etwas besser ab als Antwortoption 4. 29 Befragte entschieden sich hier für eine der beiden obersten Skalenwerte und gaben damit an, dass sie Mailinglist-Diskussionen für sehr gewinnbringend halten. Führt man die Ergebnisse aus Antwortoption 4 und 5 zusammen, zeigt sich, dass der

größte Teil der hier befragten Wissenschaftler (60%) eine recht neutrale Einstellung zum Kontroversenpotenzial von Mailinglists hat.

3.2.7 Zusammenfassung der Ergebnisse für den Fragenbereich Mailinglistnutzung

Die Ergebnisse der Befragung zur Nutzung von Mailinglists zeigen deutlich, dass Mailinglists auch heute noch eine wichtige Rolle in der Wissenschaftskommunikation einnehmen: So nutzen 64% der befragten Wissenschaftler im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit Mailinglists – die meisten davon (80%) sogar mehrere. Die Social-Media-Formate Blogs, Twitter und Co., die zum Teil ähnliche funktionale Nutzungsprofile aufweisen wie die Mailinglists, schnitten dagegen bei der Befragung äußerst schlecht ab und spielen offenbar nur eine marginale Rolle in der aktuellen Wissenschaftspraxis.

Besonders häufig kommen Mailinglists in den Geistes- und Kulturwissenschaften bzw. den Sozialwissenschaften zum Einsatz: Drei von vier Befragten der beiden Gruppen gaben an, dass sie Mailinglists nutzen (73%). Aber auch unter den Natur- bzw. den Lebenswissenschaftlern ist die Nutzung von Mailinglists weit verbreitet. Von ihnen nutzt in etwa jeder zweite eine Mailinglist (53% bzw. 48%).

Betrachtet man die verschiedenen Statusgruppen, fällt auf, dass vor allem die Gruppen, die besonders aktiv in den Wissenschaftsbetrieb eingebunden sind, wie Postdoktoranden, Privatdozenten und Professoren, verstärkt auf Mailinglists zurückgreifen (71%, 69%, 70%). Doktoranden und Professoren im Ruhestand, die nur teilweise eingebunden sind, nutzen die Listen dagegen etwas seltener (56% bzw. 49%).

Bei einer Aufschlüsselung der Listennutzung nach verschiedenen Nutzungsformen ergibt sich folgendes Bild: Die meisten der befragten Wissenschaftler (56%) nutzen Mailinglists, um über anstehende Veranstaltungen und Calls for Papers auf dem Laufenden zu sein. Vor allem für die Sozialwissenschaftler und Geistes- und Kulturwissenschaftler scheint diese Nutzungsform besonders wichtig zu sein. Von ihnen gaben 67% bzw. 65% an, dass sie für diesen Zweck u.a. Mailinglists nutzen. Bei den Naturwissenschaftlern waren es dagegen nur 43%, bei den Lebenswissenschaftlern 39%.

Was die Statusgruppen betrifft, ist vor allem das Ergebnis der Professoren im Ruhestand interessant: Von ihnen gaben nur 38% an, dass sie sich in Listen über Konferenzankündigungen informieren. Sie entschieden sich stattdessen wesentlich häufiger für die Nutzung wissenschaftlicher Printmedien.

Das zweitbeste Ergebnis erzielten die Listen wiederum im Zusammenhang mit der Informationsfunktion: So nutzen 39% der Befragten Mailing-

lists, um sich über Neuerscheinungen, aktuelle Forschungsergebnisse und relevante Literatur zu informieren.

Etwas schlechter schnitten die Mailinglists bezüglich der Kommunikation mit Kollegen ab: Bei dieser Frage gaben nur 24% an, dass sie Mailinglists nutzen. Ganz vorne liegen auch hier die Sozialwissenschaftler mit 33% und die Geistes- und Kulturwissenschaftler mit 30%.

Das schlechteste Ergebnis erzielten die Mailinglists als es darum ging, wissenschaftliche Thesen oder Forschungsergebnisse vor der Publikation zu diskutieren. Nur 3% der befragten Wissenschaftler entschieden sich dabei für die Mailinglistnutzung.

Wie wichtig die Informationsfunktion der Listen ist, zeigt sich auch bei der Frage nach den Listenprofilen: 82% der Befragten gaben dort an, dass der Anteil an Informationsposts in der Liste, die sie (am häufigsten) nutzen, überwiegt. 40% der befragten Wissenschaftler gaben an, dass auch der Kooperationsaspekt eine gewisse Rolle spielt, und nur knapp jeder Vierte nutzt der Befragung zufolge eine Mailinglist, in der auch häufig wissenschaftliche Diskussionen geführt werden.

Sehr aufschlussreich sind auch die Ergebnisse bezüglich des Nutzungsverhaltens: Erwartungsgemäß gaben 74% der befragten Wissenschaftler an, dass sie die Mailinglists in erster Linie passiv nutzen. Dieses Ergebnis entspricht ganz unserer Beobachtung, dass der Großteil der Posts in den meisten Listen von einem recht überschaubaren Kreis von Wissenschaftlern stammt.

Aktiv werden die befragten Wissenschaftler vorrangig beim Verschicken von Informationsposts (39%) oder wenn es darum geht, auf konkrete Anfragen aus ihrem Forschungsbereich zu antworten (37%). Bei letzterem engagieren sich vor allem die Professoren im Ruhestand. Davon gaben 80% an, dass sie in einem solchen Fall reagieren würden. Wenn es jedoch darum geht, selbst eine Suchanfrage über die Liste zu verschicken, sind die Befragten noch wesentlich zurückhaltender: Nur 19% gaben an, dass sie bei der Suche nach Literatur ihre Kollegen in der Liste zur Rate ziehen würden.

Die Diskussionsfreude der Befragten ist ebenfalls – zumindest im Zusammenhang mit Mailinglists – offenbar stark beschränkt: Nur 18% gaben an, dass sie sich an interessanten Listendiskussionen beteiligen würden. 8% versuchen hin und wieder selbst Diskussionen anzustoßen. Auch bei letzterem stechen die Professoren im Ruhestand mit 20% bei der Auswertung deutlich hervor (Doktoranden 4%, Postdoktoranden 9%, Privatdozenten 8%, Professoren 9%).

Interessant ist auch die Auswertung des Leseverhaltens: Diese zeigt deutlich, welche bedeutende Rolle der Betreffzeile der Posts zukommt: So gaben fast drei Viertel der Befragten (73%) an, dass sie nur Beiträge lesen, die sie – der Betreffzeile zufolge – thematisch interessieren. Für die personenbezoge-

ne Selektion bzw. die selektionsfreie Lektüre entschieden sich dagegen nur 11% bzw. 19%.

Als Grund für die Nichtnutzung von Mailinglists wurde in erster Linie die Nutzung anderer digitaler Formate genannt (65%). Vor allem die Gruppe der Privatdozenten (83%), die Professoren im Ruhestand (80%) und die Professoren (75%) wählten diese Begründung besonders häufig aus, dicht gefolgt von der befürchteten E-Mail-Flut, die von 61% als Begründung genannt wurde. Etwas weniger ausschlaggebend war dagegen der große Zeitaufwand, den 55% als Hinderungsgrund sahen. Nur verhältnismäßig wenige Befragte (45%) gaben an, dass es keine Liste zu ihrem Interessengebiet gibt.

Von großer „Kontroversenlust“ könnte man ausgehen, wenn man die Auswertung des letzten Fragenblocks zur Mailinglistnutzung betrachtet. Dort gaben 74% an, dass sie als Autor auf die Kritik an ihrer Publikation reagieren würden. In der abgewandelten Frageversion, in der nicht die Kritik an der eigenen Publikation im Mittelpunkt steht, sondern in der es um die Teilnahme an einer kontroversen Diskussion aus dem eigenen Interessengebiet geht, entschieden sich dagegen deutlich weniger Wissenschaftler dafür, sich einzuklinken – nämlich nur 41%.

Als Grund für den Verzicht auf eine Replik wurde überwiegend (57%) der „Replikzwang“, der durch die Replik in der Mailinglist entstehen könnte, genannt. Auch die Auffassung, dass Autoren generell nicht auf Rezensionen reagieren sollten, war mit 42% häufig vertreten. (Beide Begründungen hängen aber, genauer betrachtet, nur mittelbar mit der Nutzung des Mailinglist-Formats zusammen.) Die Gefahr eines möglichen Reputationsverlusts sahen dagegen nur 18% der befragten Wissenschaftler.

4. Wissenschaftliche Blogs und ihre Nutzung

4.1 Wissenschaftliche Blogs – Aspekte des Formats und seiner Nutzung

Wenn wir die Ergebnisse unserer Befragung in einem größeren Zusammenhang sehen wollen, ist es auch für den Bereich der Blogs nützlich, einige Bemerkungen zur Nutzung von Blogs in der Wissenschaft vorzuschicken.

Von der äußeren Struktur her, die durch digitale Technik und Software-Vorgaben bestimmt ist, kann man einen Blog beschreiben als „a frequently updated Web site consisting of dated entries arranged in reverse chronological order so the most recent post appears first“ (Rettberg 2008, 19). Neben den eigentlichen Beiträgen, den Posts, gibt es als funktionale Elemente auf einer Blogseite eine Datumsangabe, den Titel des Posts, eine Liste von Links zu anderen Blogs (die „Blogroll“), in vielen Fällen einen Link zum Archiv der Blogposts, und schließlich in neuerer Zeit zumeist die Möglichkeit, einen Kommentar zu schreiben. Innerhalb der Posts gibt es häufig Links zu anderen Texten und Materialien in Blogs und anderen digitalen Formaten.

Diese Struktur, das Format des Blogs, gibt es seit den späten 90er Jahren. Eine weitere Verbreitung kann seit 2000 beobachtet werden. Dieses Format, in seinen verschiedenen Varianten, kann auf vielfältige Art genutzt werden. Zwei idealtypische Nutzungsformen, die oft beschrieben worden sind, lassen sich als persönlicher Blog und thematischer Blog kennzeichnen. Der persönliche Blog hat Tagebuchcharakter („Weblog“), der thematische Blog konzentriert sich auf ein bestimmtes Thema, z.B. Evolutionsbiologie. In der Öffentlichkeit scheint der persönliche Blog das Bild des Blogs bestimmen zu haben. Für das wissenschaftliche Bloggen ist diese Unterscheidung nicht unmittelbar anwendbar, da wissenschaftliche Blogs gerade dadurch charakterisiert sind, dass sie sich mit bestimmten Themen aus der Sicht von Wissenschaftlern beschäftigen und insofern immer „thematische Blogs“ sind. Generell kann man sagen, dass wissenschaftliche Blogs sich nicht mit notwendigen und hinreichenden Merkmalen klassifizieren lassen, da es vielfältige Verwandtschaften und Übergänge zwischen Blogtypen gibt, so dass sich der Betrachtung eher ein Bild von Familienähnlichkeiten im Sinne Wittgensteins ergibt. Man könnte aber versuchsweise drei Idealtypen hervorheben, deren Unterscheidung für das Verständnis der Nutzungsmöglichkeiten von Blogs hilfreich sein könnte. Wir finden (i) persönliche Blogs von Wissenschaftlern, in denen einerseits Themen der vom betreffenden Wissenschaftler vertretenen Disziplin aus persönlicher Perspektive behandelt werden, aber andererseits auch persönliche Interessen, die nicht unmittelbar mit der jeweiligen Disziplin verbunden sind,

artikuliert werden. Daneben gibt es (ii) den wissenschaftlichen Blog („scientific blog“), in dem Themen einer bestimmten Disziplin behandelt werden, die für eine größere Öffentlichkeit von Wissenschaftlern und wissenschaftlichen Laien von Interesse sind – eine Art Wissenschaftsmagazin mit aktuellen Kurztexen, die in schneller Abfolge erscheinen. Diesen Typ gibt es sowohl in den Geistes- und Kulturwissenschaften, z.B. der *Language Log* für den Bereich der Sprachwissenschaft, als auch in den Naturwissenschaften, z.B. die Blogs, aus denen seit einigen Jahren die jährliche Sammlung „Open Laboratory. The Best of Science Writing on the Web“ zusammengestellt wird (z.B. Goldman/Zivkovic 2011). Blogs dieser Art zielen auf eine größere Öffentlichkeit und haben z.T. das Ziel der wissenschaftlichen Aufklärung dieser Öffentlichkeit. Daneben aber finden wir in solchen Blogs häufig auch Beiträge zu aktuellen Forschungsfragen, die dann von ausgewiesenen Wissenschaftlern der Disziplin auch diskutiert werden, so dass wir hier einen Übergang zu einem anderen Typ von Blog sehen, (iii) dem Forschungsblog („research blog“) im engeren Sinne, wie wir ihn z.B. in bestimmten mathematischen Arbeitsbereichen finden, etwa das *n-Category-Café* (vgl. auch die Liste von 75 mathematischen Blogs auf http://ncatlab.org/nlab/show/math+blogs#blogs_8). In Forschungsblogs wird das Format des Blogs genutzt, um innerhalb einer meist relativ kleinen Community Informationen über aktuelle Forschungen auszutauschen und gemeinsam zu forschen. Diese kollaborative Nutzungsweise von Blogs scheint unter Wissenschaftlern allerdings noch relativ wenig bekannt zu sein. Das besondere Potenzial von Blogs im Bereich der Wissenschaft sieht man

- (i) in der Schnelligkeit der Veröffentlichung von neuen Ideen,
- (ii) in der Breite der Diffusion und der damit verbundenen Möglichkeit, Aufmerksamkeit („attention space“, Collins 1998, 38f.) zu gewinnen,
- (iii) in der Vernetzung mit unterschiedlichen Formaten und Datenquellen (z.B. Verknüpfung mit Wikis, Links zu wissenschaftlichen Arbeiten und Daten),
- (iv) in der Möglichkeit der spontanen interaktiven Bearbeitung wissenschaftlicher Fragen.

Exemplarisch findet man die Konzeption eines wissenschaftlichen Blogs beschrieben in der Einleitung der Inhaber des *Language Log* zu ihrer Sammlung von Blogposts (Lieberman/Pullum 2006, xv f.): Der Blog sollte es den Verfassern von Beiträgen ermöglichen „to have a place where preliminary thoughts of a not too-serious nature can be laid out and viewed by a few thousand close friends“ (xv). Dass dabei aber auch ernsthafte, innovative linguistische Beobachtungen nicht ausgeschlossen werden sollten, zeigt nicht nur ihre eigene Praxis, sondern auch schon ihr Vergleich mit begutachteten

Zeitschriftenartikeln, die nach ihrer Beschreibung mindestens 15 Monate brauchen, bis sie das Licht der gedruckten Welt erblicken, und auf die frühestens nach weiteren 15 Monaten im Druck reagiert werden kann. Dem stehe die erstaunliche Geschwindigkeit des Blog-Formats gegenüber:

On ‚Language Log‘, you can see your stuff published where everyone in the world can see it for free just 15 seconds after you write it, and you often have some feedback in 15 minutes. That’s improvement of four or five orders of magnitude. It’s scholarship on methamphetamins. Publication for speed freaks. (xvi)

Die Ziele und Möglichkeiten eines Forschungsblogs im engeren Sinne werden exemplarisch in einem Interview der Gründer des *n-Category-Café*, John Baez und Urs Schreiber, diskutiert (Baez/Schreiber/Bartlett 2011). Die Wissenschaftler sehen in einem derartigen Blog einen Kontext, der neue Ideen generiert, und „a new idea of how to communicate ideas“. Hier steht das Ziel im Vordergrund „cutting edge research“ in kollaborativer Form zu ermöglichen.

In der einschlägigen Literatur und in Diskussionen auf den Blogs selbst werden mögliche Probleme der Nutzung von Blogs als Werkzeuge der wissenschaftlichen Kommunikation erwähnt, beispielsweise:

- (i) der im Vergleich zu wissenschaftlichen Zeitschriften persönlichere und informellere Charakter der Posts,
- (ii) mögliche Probleme eines informelleren Qualitätsmanagements,
- (iii) die heterogene Adressatenschaft,
- (iv) die Ungewohntheit kurzer Textformen und die damit verbundenen Einschränkungen,
- (v) die formatbedingte schnelle Verdrängung eines jeden Posts durch die darauffolgenden (der ephemere Charakter von Blogposts),
- (vi) Probleme der Archivierung und Auffindbarkeit von Blogposts,
- (vii) die Frage der Sicherung der Aktivität und Kontinuität von Blogs,
- (viii) die Befürchtung der ungekennzeichneten Übernahme von auf Blogs publizierten Ideen,
- (ix) der mit Schreiben und Lesen von Blogposts verbundene Zeitaufwand.

Insgesamt lässt sich aber feststellen, dass es international zahlreiche wissenschaftliche Blogs gibt, die den kommunikativen Aufgaben und Bedürfnisse von Wissenschaftlern entgegenkommen und die rege genutzt werden. Diese „Leuchttürme“ zeigen zweifellos das Potenzial des Formats in seinen verschiedenen Varianten, sie scheinen aber (noch) nicht repräsentativ für die Nutzung des Formats in der Breite der Wissenschaften zu sein, für die es offenbar (noch) vielfältige Barrieren gibt. In Bezug auf die Praxis der wis-

senschaftlichen Kommunikation in Deutschland zeigen das sehr deutlich die einschlägigen Ergebnisse unserer Befragung, die wir im Folgenden darstellen.

4.2 Befragungsergebnisse zur Nutzung von Blogs

4.2.1 Die Akzeptanz von Blogs in der Wissenschaft

Die Ergebnisse unserer Befragung zeigen deutlich, dass Blogs in der deutschen Wissenschaftskommunikation bisher nur eine marginale Rolle spielen: Nur 85 der 1053 befragten Wissenschaftler nutzen im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit Blogs – das sind 8% der Stichprobe. Wie im Fall der Mailinglists haben wir auch hier bewusst darauf verzichtet, die Wissenschaftler direkt zu befragen, ob sie Blogs nutzen. Das Ergebnis konnten wir stattdessen aus der Beantwortung mehrerer aufeinanderfolgender Fragen ziehen, in denen die wissenschaftliche Praxis abgefragt wurde. Dieser Fragenblock bestand aus den folgenden fünf Einzelfragen – dabei wurden die letzten beiden Fragen allerdings nur den Befragten vorgelegt, die das Publizieren zu ihrem Tätigkeitsbereich zählen:

Wie tauschen Sie sich für gewöhnlich mit anderen WissenschaftlerInnen aus Ihrem Arbeitsgebiet aus? (Frage 5)

Wo informieren Sie sich über anstehende Veranstaltungen und Tagungsankündigungen/Calls for Papers? (Frage 6)

Wo informieren Sie sich über Neuerscheinungen, aktuelle Forschungsergebnisse und relevante Literatur? (Frage 7)

Wo publizieren Sie Ihre Forschungsergebnisse? (Frage 9)

Wenn Sie wissenschaftliche Thesen oder Forschungsergebnisse vor der Publikation diskutieren wollen, wie gehen Sie in der Regel vor? (Frage 10)

Insgesamt entschieden sich, wie schon erwähnt, nur 85 Wissenschaftler bei einer dieser fünf Fragen für die Antwortoption „in wissenschaftlichen Blogs“ (eine detaillierte Auswertung der einzelnen Fragen findet sich in den folgenden Abschnitten). Auffallende Unterschiede zwischen den einzelnen Personengruppen sind dabei nicht zu erkennen.

Wie bei den Mailinglists haben wir auch im Fall der Blogs vor dem entsprechenden Fragenblock einen Fragenfilter eingebaut. So konnten wir den Befragten, die in einer der oben genannten Fragen „in wissenschaftlichen Blogs“ geantwortet haben, Fragen zum Nutzungsverhalten vorlegen und alle anderen nach den Gründen der Nichtnutzung befragen. In den folgenden Abschnitten steht zunächst ersteres im Vordergrund.

4.2.2 Nutzungsformen und Potenziale

Auch die detaillierte Auswertung der oben genannten Fragen zeigt deutlich, dass die gezielte wissenschaftliche Nutzung von Blogs (und anderen Social-Media-Formaten wie Twitter und Facebook) gegenwärtig eher eine Randerscheinung ist. Bei der Auswertung der fünf Fragen zur wissenschaftlichen Praxis zählen Blogs durchgehend zu den Schlusslichtern. Bei den Fragen 5 (Kommunikation mit andern Wissenschaftlern), 6 (Informieren über Veranstaltungsankündigungen) und 7 (Informieren über Neuerscheinungen), bei denen die Befragten aus zehn Antwortoptionen mehrere Optionen auswählen konnten (vgl. 3.2.2), entschieden sich jeweils nur rund 4% der befragten Wissenschaftler für die Antwortoption „über/in wissenschaftliche(n) Blogs“ (43, 38 und 47 Nennungen). Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen sind hier kaum sichtbar, daher verzichten wir an dieser Stelle auf einen detaillierten Vergleich der einzelnen Gruppen.

Noch schlechter schneiden die Blogs bei der Frage nach der Publikation von Forschungsergebnissen ab (Frage 9), ebenso wie bei der Frage nach der Diskussion von Forschungsergebnissen auf dem Blog vor der Publikation (Frage 10): Während die Blogs bei ersterem zumindest noch ein Ergebnis von 3% erzielten, kamen sie bei letzterem nur auf 1%. Wir sehen also, dass auch unter den Wissenschaftlern, die Blogs nutzen, nur ganz wenige in unserer Stichprobe die bereits beschriebenen besonderen Potenziale von wissenschaftlichen Blogs, wie die Schnelligkeit der Veröffentlichung von neuen Ideen und die Möglichkeit der spontanen interaktiven Bearbeitung wissenschaftlicher Fragen, wirklich nutzen.

4.2.3 Nutzungsverhalten

Die Nutzung von Blogs kann unterschiedliche Aktivitäten umfassen, wie z.B. das Lesen von Beiträgen, das Verfassen von Kommentaren oder das Schreiben eigener Beiträge. Die folgende Frage diente dazu, das Nutzungsverhalten der befragten Wissenschaftler entsprechend zu spezifizieren: *Wie würden Sie Ihre Blog-Aktivität beschreiben?* Die Antwortoptionen, die den Befragten vorgegeben wurden, waren nach den drei Nutzungsaktivitäten (Lesen, Kommentieren, Schreiben) differenziert:

- 1) Blogbeiträge zu wissenschaftlichen Themen schreibe ich selbst...
- 2) Die Aktivitäten auf einem oder mehreren Blogs verfolge ich...
- 3) Die Blog-Beiträge anderer Wissenschaftler kommentiere ich...

Anders als bei den anderen Fragen mit Skalierungswerten, bei denen die Befragten angeben sollten, inwieweit die Antwortoptionen zutreffen („trifft überhaupt nicht zu“ bis „trifft voll und ganz zu“), wurde an dieser Stelle die Nutzungshäufigkeit abgefragt. Die Skala reichte dementsprechend in diesem Fall von „nie“ (unterster Skalierungswert) bis „regelmäßig“ (oberster Skalierungswert). Bei der Auswertung zeigte sich folgendes Bild:

Antwortoption 1 (Schreiben): Nur jeder fünfte der blognutzenden Wissenschaftler schreibt regelmäßig selbst Blogbeiträge zu wissenschaftlichen Themen. Insgesamt 17 Wissenschaftler (20%) entschieden sich an dieser Stelle für eine der beiden obersten Skalenwerte.

Ganz vorne liegen im Vergleich der Fächergruppen die Geisteswissenschaftler mit 26%. Die Natur- und Sozialwissenschaftler folgen mit 19% bzw. 14%. Die Lebenswissenschaftler, von denen nur einer angab, Blogs zu nutzen, fallen hier als Vergleichsgruppe heraus.

Bemerkenswerterweise ist die Verteilung bei den Altersgruppen recht ausgewogen: Mit 20%, 17%, 26% und 20% (in der Reihenfolge der Altersgruppen, angefangen bei der jüngsten Altersgruppe) liegen die Gruppen recht dicht beieinander.

Antwortoption 2 (Lesen): Als die mit Abstand ausgeprägteste Nutzungsform erwies sich die passive Nutzung von Blogs: 68% entschieden sich bei dieser Antwortoption für eine der beiden obersten Skalenwerte und gaben damit an, dass sie die Aktivitäten auf einem oder mehreren Blogs regelmäßig verfolgen.

Antwortoption 3 (Kommentieren): Mit 17% (15 Befragte) liegt das regelmäßige Kommentieren drei Prozentpunkte hinter dem regelmäßigen Schreiben eigener Beiträge.

In diesem Zusammenhang sind in erster Linie die Ergebnisse der verschiedenen Fächergruppen erwähnenswert: Als besonders kommentierfreudig zeigten sich an dieser Stelle die Naturwissenschaftler. Mit 28% liegen sie weit vor den Sozialwissenschaftlern mit 7%. Die Geistes- und Kulturwissenschaftler liegen mit 18% dazwischen.

4.2.4 Gründe der Nichtnutzung

Ein besonderes Interesse bestand für uns auch in diesem Fall darin, Näheres über die Gründe, die gegen die Nutzung von Blogs sprechen, zu erfahren. Liegt es daran, dass Blogs (bisher) in der Wissenschaft nicht anerkannt sind? Kennen die befragten Wissenschaftler vielleicht gar keine Blogs, die thematisch relevant für sie sein könnten? Oder sind es doch eher individuelle Gründe, wie z.B. der persönliche Zeithaushalt, die gegen das Lesen von

Blogs oder gar das Schreiben von eigenen Blog-Beiträgen sprechen? Um zunächst einen Überblick darüber zu bekommen, wie viele der befragten Wissenschaftler wissen, ob es Blogs in ihrem Fach gibt, bzw. die Wissenschaftler ausfindig zu machen, die gar nicht wissen, worum es sich bei dem Format Blog handelt, legten wir den Befragten die folgende Frage vor: *Gibt es – Ihres Wissens nach – Blogs in Ihrem Fach?*

Das Ergebnis zeigt, dass ein großer Teil der Wissenschaftler durchaus Kenntnis darüber haben, dass es Blogs in ihrem Fach gibt: Über die Hälfte der an dieser Stelle befragten Wissenschaftler (54%) antworteten an dieser Stelle mit „Ja“. Für „Nein“ entschieden sich 36% (333).

Interessant ist in diesem Zusammenhang vor allem der Vergleich der Fächergruppen: Abgesehen von den Lebenswissenschaftlern, von denen nur 46% angaben, dass es Blogs in ihrem Fach gibt, bewegen sich die Fächergruppen alle im Bereich zwischen 52% (Naturwissenschaften) und 58% (Sozialwissenschaften).

Immerhin 87 der befragten Wissenschaftler (9%) gaben an, dass sie gar nicht wissen, was Blogs sind. Hier zeigte sich, dass es vor allem die älteren Wissenschaftler sind, die mit dem Format Blog nicht vertraut sind.

Im Anschluss folgte die Frage: *Wir würden gerne mehr über die Gründe erfahren, warum Sie Blogs nicht zur wissenschaftlichen Arbeit nutzen. Inwieweit treffen die folgenden Punkte auf Sie zu?* Auch an dieser Stelle sollten die verschiedenen Nutzungsaktivitäten einzeln beleuchtet werden. Die Antwortoptionen wurden an dieser Stelle differenziert nach den Kategorien „Lesen“, „Schreiben“ und „Kommentieren“.

Als Gründe, die gegen das *Lesen* von Blog-Beiträgen sprechen könnten, wurden den Befragten folgende Antwortoptionen vorgelegt:

Ich lese keine Blogs, weil...

- 1) es zu viel Zeit erfordert.
- 2) Blog-Beiträge meiner Meinung nach zu unwissenschaftlich sind.
- 3) mir die Blog-Landschaft zu unübersichtlich ist.
- 4) ich keinen Blog kenne, in dem Beiträge veröffentlicht werden, die mich thematisch interessieren.

Antwortoption 1 (zu großer Zeitaufwand): Weit mehr als die Hälfte der Befragten sehen offenbar ein Missverhältnis zwischen Nutzen und Zeitaufwand. So wählten 343 Befragte (62%) an dieser Stelle die beiden obersten Skalenwerte.

Besonders auffällig sind hier die Unterschiede zwischen den verschiedenen Statusgruppen: Spitzenreiter sind die Professoren – von ihnen gaben 75% an, dass der Zeitaspekt ausschlaggebend für die Nichtnutzung ist. Für die Professoren im Ruhestand spielt der Zeitaspekt dagegen erwartungsgemäß

eine wesentlich geringere Rolle: Von ihnen wählten nur 38% die beiden obersten Skalenwerte. Auch die Doktoranden liegen mit 52% noch weit hinter den anderen beiden Gruppen: Postdoktoranden 66%, Privatdozenten 63%.

Bei den Fächergruppen stechen lediglich die Sozialwissenschaften etwas hervor: Mit 50% liegen sie in der Nennung dieses Grundes einige Prozentpunkte unter dem Durchschnitt (Geistes- und Kulturwissenschaften 66%, Naturwissenschaften 65%, Lebenswissenschaften 58%).

Antwortoption 2 (mangelnde Wissenschaftlichkeit): Die mangelnde Wissenschaftlichkeit von Blog-Beiträgen wird von 39% der Befragten als Grund für die Nichtnutzung genannt. Mit 213 Nennungen ist diese Antwortoption im Vergleich zu den anderen drei vorgegebenen Optionen am schwächsten repräsentiert.

Besonders skeptisch sind in diesem Zusammenhang die Professoren, von denen sich 45% für die beiden obersten Skalenwerte entschieden. Die Doktoranden und Professoren im Ruhestand scheinen dagegen mit 32% und 34% die wissenschaftliche Qualität von Blog-Beiträgen etwas weniger kritisch zu betrachten.

Antwortoption 3 (Unübersichtlichkeit): Für 72% der an dieser Stelle befragten Wissenschaftler ist das Problem der Unübersichtlichkeit ausschlaggebend für die Nichtnutzung von Blogs. Mit 399 Nennungen in den beiden obersten Skalenwerten ist dies der am häufigsten genannte Hinderungsgrund.

Im Vergleich der Statusgruppen sind es vor allem die Professoren im Ruhestand, die die Unübersichtlichkeit der Blogosphäre als Grund für die Nichtnutzung von Blogs nennen: Von ihnen entschieden sich 86% für eine der beiden obersten Skalenwerte (Postdoktoranden 76%, Professoren und Doktoranden jeweils 73%, Privatdozenten 57%). Sowohl bei den Fächergruppen als auch bei den Altersgruppen finden wir eine ziemlich gleichmäßige Verteilung.

Antwortoption 4 (kein Blog im Interessengebiet): 44% der befragten Wissenschaftler (242) gaben an, dass sie keinen Blog kennen, in dem Beiträge veröffentlicht werden, die sie thematisch interessieren.

Ganz vorne liegen hier die Doktoranden mit 49%. Während sich Postdoktoranden, Professoren und Professoren im Ruhestand prozentual betrachtet ebenfalls oberhalb der 40% bewegen (45%, 42%, 43%), liegen die Privatdozenten mit 31% etwas abseits.

Auch in Bezug auf das *Schreiben* von eigenen Blog-Beiträgen wurden den Wissenschaftlern vier Antwortoptionen zur Begründung der Nichtnutzung vorgegeben:

Ich schreibe selbst keine wissenschaftlichen Blog-Beiträge, weil...

- 1) das Schreiben von Blog-Beiträgen in der Wissenschaft nicht anerkannt wird.
- 2) ich befürchte, dass es meinem Ansehen als WissenschaftlerIn schadet.
- 3) meine zeitliche Kapazitäten es nicht zulassen.
- 4) ich bereits andere Kommunikationswege nutze.

Antwortoption 1 (fehlende Anerkennung in der Wissenschaft): 372 befragte Wissenschaftler (42%) gaben an, dass sie selbst keine Blog-Beiträge schreiben, da Blogs nicht als wissenschaftliche Leistung anerkannt werden.

Vor allem die Lebenswissenschaftler und die Naturwissenschaftler sehen dies als Hinderungsgrund. Von ihnen entschieden sich 52% bzw. 48% für einen der beiden obersten Skalenwerte. Von den Geistes- und Kulturwissenschaftlern sowie den Sozialwissenschaftlern sahen nur 37% bzw. 35% diese Nutzungsbarriere.

Die Statusgruppen liegen dagegen sehr dicht beieinander.

Antwortoption 2 (möglicher Reputationsverlust): Einen möglichen Reputationsverlust befürchteten nur 11% der befragten Wissenschaftler. Mit nur 102 Nennungen in den obersten beiden Skalenwerten liegt Antwortoption 2 weit hinter den anderen vorgegebenen Antwortoptionen.

Bedenken dieser Art haben in erster Linie die jüngeren Wissenschaftler. Mit 18% und 13% liegen die beiden unteren Altersgruppen (20 bis 29 Jahre und 30 bis 39 Jahre) vor den beiden älteren Altersgruppen mit 7% (40 bis 49 Jahre) und 8% (50 Jahre und älter).

Interessant ist auch der Vergleich der Statusgruppen: Hier liegen die Doktoranden mit 16% vorne. Auch von den Professoren im Ruhestand gaben 13% an, dass sie diesbezüglich Bedenken haben. Von den Privatdozenten und Professoren entschieden sich dagegen nur 5% bzw. 8% für eine der beiden obersten Skalenwerte (Postdoktoranden 11%).

Antwortoption 3 (zu großer Zeitaufwand): Die knapp bemessenen zeitlichen Kapazitäten, die keine weiteren Aktivitäten zulassen, sind für 74% der Befragten (655 Befragte) ein Grund, nicht selbst zu bloggen.⁴

Ganz vorne liegen hier die Professoren mit 82% und die Privatdozenten mit 81%. Die Schlusslichter sind mit 55% – erwartungsgemäß – die Professoren im Ruhestand, die in der Regel nicht mehr so stark in den aktiven Wissenschaftsbetrieb eingebunden sind (Doktoranden 68%, Postdoktoranden 75%).

⁴ An dieser Stelle bezieht sich die Angabe 74% auf die 886 Befragten, die zwar selbst keine Blogs nutzen, die aber wissen, was Blogs sind. Keine Rolle spielt an dieser Stelle, ob die Befragten wissen, dass es Blogs in ihrem Fachbereich gibt.

Bei den Fächergruppen liegen die Geistes- und Kulturwissenschaftler mit 80% an der Spitze (Lebenswissenschaften 75%, Naturwissenschaften 68% und Sozialwissenschaften 69%).

Antwortoption 4 (Nutzung anderer Kommunikationswege): Mit 664 Nennungen in den obersten beiden Skalenwerten liegt diese Antwortoption knapp vor Antwortoption 3: Drei Viertel der Befragten gaben an, dass sie bereits andere Kommunikationswege nutzen, wodurch die Nutzung von Blogs überflüssig wird.⁵

Auch hier liegen die Geistes- und Kulturwissenschaftler wieder mit 80% vorne. Von den Sozialwissenschaftlern nannten dies nur 65% als Grund.

Vor allem für die älteren Altersgruppen scheint dieser Grund ausschlaggebend zu sein: 86% der Gruppe „50 Jahre und älter“ entschieden sich für eine der beiden obersten Skalenwerte. Von der jüngsten Altersgruppe waren es dagegen nur 66%. Wir sehen hier eine kontinuierliche Steigerung in den Alterskohorten mit zunehmendem Alter: 66%, 70%, 80%, 86%.

Zu den Fragen der Nichtnutzung von Blogs wurden insgesamt 169 Kommentare abgegeben, von denen wir im Folgenden einige wiedergeben. Darunter finden sich vor allem folgende Gesichtspunkte, die von den Wissenschaftlern als Gründe für die Nicht-Nutzung von Blogs angeführt wurden: 1. die zunehmende Informationsflut bzw. die Unübersichtlichkeit der Blogosphäre, 2. die fehlende Qualitätskontrolle, 3. der ephemere Charakter der Blog-Posts, 4. die befürchtete ungekennzeichnete Übernahme von Ideen, 5. die Kritik an Nutzungsweisen, 6. das Missverhältnis von erkennbarem Nutzen und (Zeit-)Aufwand, 7. die Konkurrenz zu bereits etablierten Formaten bzw. der fehlende Mehrwert, 8. die etablierte Praxis in einzelnen Fachbereichen.

1. Zunehmende Informationsflut bzw. Unübersichtlichkeit der Blogosphäre

781 Es gibt ohnehin zu viele Publikationen, die kaum zu verfolgen sind. Ich halte daher Blogs, die in der Regel veröffentlichte Tagebucheintragungen sind und nicht selten – auch bei Wissenschaftlern – der Selbstbespiegelung dienen, für überflüssig und redundant.

1238 Ich möchte der ansteigenden Menge von wissenschaftlichen Publikationen keine zusätzlichen Texte hinzufügen, die nicht durch eine Qualitätskontrolle gegangen sind. Wissenschaftliche Blogs sind interessant, bleiben aber Privatmeinungen. Ich würde sie im Zweifelsfall zwar zitieren und mich darauf berufen, bin aber selbst nicht in der Lage, regelmäßig Text

⁵ Hier scheint insbesondere die Nutzung von E-Mails eine wichtige Rolle zu spielen.

von publikationswürdiger Qualität zu produzieren, die mehr leisten würden als dem akademischen digitalen Grundrauschen einen weiteren Ton hinzuzufügen.

1266 weniger ist mehr – es muss die Qualität stimmen, nicht die Menge und Blogs erhöhen die Menge ins Unermessliche...

787 Es gibt so viele Blogs – wie kann ich mir sicher sein, den/die relevantesten zu erwischen?

1766 Das Feld der Blogs ist mir zu unübersichtlich und zu vage.

1269 Blogszene ist für mich viel zu unübersichtlich, Aufwand/Nutzen-Relation zu gering.

2. Fehlende Qualitätskontrolle

1373 In meinem Fach spielt Sprache eine große Rolle, und in Blogs wird oft in den Tag hinein gelabert, ohne Rücksicht auf sprachliche etc. Qualität! D.h. als reines Informations- und Austauschmedium halte ich Blogs für brauchbar, aber nicht als Medium für die Verbreitung differenzierterer Erkenntnisse!

2008 Bei Blogs gibt es keine standardisierten Kontrollmechanismen. Jeder kann im Grunde veröffentlichen und behaupten ohne zumindest eine zweite fachliche Meinung einzuholen.

3. Der ephemere Charakter der Blog-Posts

995 Blogs sind m.W. ephemere und deshalb weder zitierbar noch wiederverwendbar, d.h. sie sind rasch vergessen und fördern deshalb die Wissenschaft nicht. Es gibt genügend Publikationsorgane, in denen man ausgereifte Arbeiten rasch publizieren kann. Im Übrigen wird sowieso zu viel „Vorläufiges“ publiziert, das Zeit verschlingt, aber keinen Fortschritt bringt.

1810 ...ich Blog-Beiträge meist recht albern finde. Zudem sind sie meines Erachtens nicht der Raum zur Verbreitung neuer Erkenntnisse in der Wissenschaft. Wer wahrt denn die Rechte eines Blogs? Unsicher.

1845 Kein geschützter Ort der Veröffentlichung, der auf Fachpublikum zielt.

4. Befürchtete ungekennzeichnete Übernahme von Ideen

1242 Grundsätzlich ergibt sich die Frage auf welchem Wege wissenschaftliche Erkenntnisse publiziert werden und wie „sicher“ und zitierfähig die Publikation ist. Informationen aus dem Internet tauchen über Querverweise oft mehrmals auf und werden kopiert. Leider fallen dabei die Quellen oft weg oder werden falsch angegeben. Das bedeutet, dass ich mich einerseits nicht auf die Information der Quelle verlassen kann. Andererseits habe ich durchaus Bedenken, dass meine Erkenntnisse von anderen genutzt werden, ohne die Quelle anzugeben.

1106 Es gibt die Befürchtung, dass die Veröffentlichung von Blog-Beiträgen zu aktueller Forschung konkurrierende Wissenschaftler dazu befähigen, die jeweiligen Ergebnisse früher zu publizieren als man selbst.

1516 Wichtige Ergebnisse können wegen Prioritätsbedenken auf keinen Fall in Blogs vor der Veröffentlichung auftauchen. Die Gefahr unlauterer Aneignung fremder Ergebnisse und Gedanken wäre in Anbetracht der enormen Konkurrenz viel zu groß.

5. Kritik an wahrgenommenen Nutzungsweisen

1891 Weil Blogs hauptsächlich zur Selbstdarstellung genutzt werden.

1951 Meiner Meinung nach sind die Beiträge in Blogs nicht sachlich genug geführt und geraten schnell zu einer allgemeinen und oberflächlichen Diskussion über Belanglosigkeiten. Nach dem Motto „Hauptsache, ich habe meinen Senf dazu gegeben“, geht es oft weniger um fachliche Inhalte als mehr darum, seine Person sichtbar zu machen. Ähnlich wie auf allen anderen Veranstaltungen außerhalb der digitalen Welt auch, aber im realen Leben gibt es wenigstens Moderatoren, die Grenzen setzen. Im Internet sind Diskussionen uferlos und zeitlos.

6. Missverhältnis von erkennbarem Nutzen und (Zeit-)Aufwand

1586 Wenn ich an der Meinung eines Autors interessiert bin, lese ich seine publizierten Artikel. Blogs sind nicht zitierfähig. Zur wissenschaftlichen Meinungsäußerung gibt es bereits viele Formen, z.B. Vorträge/Poster auf Konferenzen. Wenn es nur darum geht, Ideen zu entwickeln, könnte das Lesen eines Blogs sinnvoll sein. Zeitliche Kapazitäten würde ich aufbringen, wenn ich wüsste, dass es sich lohnen würde.

1886 Bisher habe ich noch keinen Grund gesehen, an Blogs teilzunehmen. Fragen zu unseren Forschungsgebieten diskutiere ich lieber intern in der Arbeitsgruppe oder meinem Professor.

792 Es bringt keinen Gewinn für mich (Erkenntnisgewinn, Kommunikationsgewinn).

793 Ich vermute (!), dass Blogbeiträge für mich nicht hinreichend interessant sind.

1647 Der Hauptgrund sind die zeitlichen Kapazitäten, das Kerngeschäft sind andere Dinge. Weiterhin ignoriere ich generell Blogs als Kommunikationsform.

1541 Ein Tag hat nur 24 Stunden. Wenn jemand in Forschung, Lehre und Verwaltung gleichermaßen aktiv ist, fehlt ihm für solche Zusatzaktivitäten einfach die Zeit, schließlich haben viele von uns ja noch Familie und Kinder. Das Leben ist bunt und besteht nicht nur aus einem Bildschirm.

7. Konkurrenz zu bereits etablierten Formaten bzw. fehlender Mehrwert

1708 Wer etwas für das Fach Substantielles auszusagen hat, nutzt anerkannte Plattformen. Daraus folgt: Entweder ich habe Substantielles zu sagen, dann nutze ich keine Blogs. Oder meine Äußerung ist nachrangig, dann ist sie Zeitverschwendung.

844 Ein ganz banaler Gewohnheitsgrund: bin akademisch mit Mailinglisten sozialisiert, nicht aber mit Blogs. Habe mich einmal durch mehrere Blogs geklickt, fand sie aber nicht themenspezifisch genug, das heißt, dass selbst das Mitlesen zu viel Zeit kostete, weil zu viel Unspezifisches mit dabei war. Wahrscheinlich aber habe ich einfach noch nicht die richtigen Blogs entdeckt.

762 a) Ich habe mich einfach nicht damit beschäftigt. b) Mir ist der Mehrwert gegenüber anderen Kommunikationsformen nicht klar.

8. Etablierte Praxis in einzelnen Fachbereichen

1374 Ich halte einen Blog für ein zu flüchtiges Medium. Mein Arbeitsbereich <Fachgebiet/Spezialgebiet> ist nach wie vor von philologischen und archäologischen Methoden geprägt, die viel Zeit in Anspruch nehmen und sich m.E. kaum in einer Form darstellen lassen, wie es im Internet üblich ist. Ich betrachte mich nach wie vor als einen Vertreter klassischer geis-

teswissenschaftlicher Arbeitsweisen. Ich besitze dennoch sehr umfangreiche Kenntnisse am Computer, will diese aber lieber auf computerphilologischem Gebiet einsetzen (elektronische Editionen, Textsatz, semantische Auszeichnung von antiken Texten). Hinzu kommt eine persönliche Erfahrung: Mein Fachbereich ist sehr überschaubar; man kennt sich im Allgemeinen. Blogs werden leider vor allem von (bekannten) Kollegen benutzt, die am Wissenschaftsbetrieb ›gescheitert‹ sind und zu unangemessener Selbstdarstellung neigen. Daher meine Distanzierung.

1601 Blogs sind eine feine Sache für Leute, die das Web 2.0 großartig finden. Meine intensive Auseinandersetzung mit Blogs liegt jetzt einige Jahre zurück und mein Bedarf dahingehend ist größtenteils gesättigt, weil es sich in den allermeisten Fällen, auch im wissenschaftlichen Kontext, um einen Popularitätswettbewerb auf Teenagerniveau handelt und nicht um ernsthafte Auseinandersetzungen mit den dargestellten Problematiken. Außerdem sind in meinem Spezialgebiet <Spezialfeld> die meisten ForscherInnen nicht übermäßig dem Internet zugewandt, so dass sich Blogs für mich als Austauschplattform erledigen.

1543 es ist nicht üblich

950 Blogs funktionieren nicht in meinem Fach. Wäre völlige Zeitverschwendung.

1462 Ich kenne Blogs, habe mich aber beruflich noch nicht damit auseinandergesetzt und z.B. nach thematisch für mich interessanten Blogs gesucht. „Begegnet“ ist mir allerdings auch noch keiner, sprich dass z.B. Kollegen mich darauf aufmerksam gemacht hätten.

1138 In meinem Bereich kein günstiges Aufwand/Nutzen-Verhältnis

4.2.5 Zusammenfassung der Ergebnisse für den Fragenbereich Blog-Nutzung

Die Frage, ob Blogs das entsprechende Potenzial aufweisen, um wissenschaftliche Mailinglists abzulösen, würden einige Wissenschaftler sicher ganz klar mit „Ja“ beantworten. Darunter sicherlich vor allem diejenigen, die selbst in der wissenschaftlichen Blogosphäre aktiv sind. Der Historiker Mills Kelly beispielsweise schrieb schon 2007 in einem Blog-Post: „[...] I suspect that more and more scholars and teachers are turning away from email and to the newer forms of scholarly communication“ (Kelly 10.09.2007) und bezieht sich dabei insbesondere auf Blogs. Doch wenn man sich die Ergebnisse unserer Online-Befragung anschaut, zeigt sich, zumindest in Deutschland,

gegenwärtig noch ein ganz anderes Bild: Wir konnten zeigen, dass nur 8% der Wissenschaftler unserer Stichprobe (85 Personen) Blogs in irgendeiner Form für ihre wissenschaftliche Arbeit nutzen – darunter 9% der befragten Doktoranden, 8% der Postdoktoranden, 4% der Privatdozenten, 8% der Professoren und niemand aus der Gruppe der Professoren im Ruhestand.⁶

Auffällig ist, dass auch die jüngeren Wissenschaftler – die ja zu den „Digital Natives“ gezählt werden – bei der wissenschaftlichen Nutzung von Blogs sehr zurückhaltend sind. Aus der Gruppe der 20 bis 29-Jährigen gaben beispielsweise auch nur 9% an, Blogs zu nutzen.

Der größte Teil dieser 85 Wissenschaftler nutzt Blogs überwiegend passiv: Bei der Frage nach dem Nutzungsverhalten gab nur jeder Fünfte an, selbst regelmäßig Blog-Beiträge zu schreiben, vorneweg die Geistes- und Kulturwissenschaftler mit 26%.

Als es darum ging, anzugeben, wie häufig sie die Beiträge Anderer kommentieren, fiel das Ergebnis sogar noch etwas schlechter aus: Nur 17% gaben an, regelmäßig Kommentare zu verfassen. Als relativ kommentierfreudig erwiesen sich in diesem Zusammenhang die Naturwissenschaftler, die mit 28% weit vor ihren Kollegen aus anderen Fachgruppen lagen (Sozialwissenschaften 7%, Geistes- und Kulturwissenschaften 18%).

Deutlich höher ist dagegen die Prozentzahl derjenigen, die regelmäßig die Aktivitäten auf einem oder mehreren Blogs verfolgen: Sie liegt bei 68% derjenigen, die Blogs überhaupt nutzen.

Was die verschiedenen Nutzungsformen von Blogs betrifft, ergibt sich folgendes Bild: Etwa die Hälfte der blognutzenden Wissenschaftler (55%) nutzen Blogs vorwiegend, um sich über wissenschaftliche Neuerscheinungen zu informieren. Aber auch die Kommunikation mit anderen Wissenschaftlern und das Informieren über anstehende Veranstaltungen gehören mit 51% und 45% zu den favorisierten Nutzungsweisen. Die besonderen Potenziale der Blogs wie z.B. in Bezug auf die interaktive Fachdiskussion mit Kollegen oder die schnellen Publikationsmöglichkeiten von Forschungsergebnissen werden nur von Wenigen genutzt.

Die Gründe für die Nichtnutzung sind recht vielfältig – das zeigt sich vor allem in den zahlreichen Kommentaren, die in diesem Zusammenhang von den Befragten abgegeben wurden. Darin kamen u.a. die zunehmende Informationsflut, die Befürchtung, Andere könnten die eigenen Ideen ohne entsprechende Kennzeichnung übernehmen, der ephemere Charakter der Blog-Posts und die fehlende Qualitätskontrolle zur Sprache. Richtet man den Blick nun auf

⁶ Zu einem ähnlichen Befund kommen auch Harley et al. (2010) bei ihrer Untersuchung zum Stand der Entwicklungen in den USA.

die Auswertung der vorgegebenen Antwortoptionen, zeigt sich Folgendes: Sowohl in Bezug auf das Lesen von Blog-Posts als auch in Bezug auf das Schreiben eigener Beiträge wird der Zeitfaktor zu den wichtigsten Hinderungsgründen gezählt (62% bzw. 74%). Dies gilt vor allem für die Professoren.

In beiden Fällen wird der Zeitfaktor jedoch nicht als erster genannt: Im Zusammenhang mit der passiven Nutzung fielen die meisten Nennungen auf die Unübersichtlichkeit der Blogosphäre (72%). Der Mangel an Wissenschaftlichkeit wurde dagegen nur von 39% als Hinderungsgrund gesehen. (Allerdings: In den Kommentaren wurde letzteres sehr häufig erwähnt.)

Was die Gründe gegen das Schreiben von Blog-Beiträgen betrifft, fielen die meisten Nennungen auf die Nutzung anderer Kommunikationswege (75%). Hier scheint insbesondere die Nutzung von E-Mail eine wichtige Rolle zu spielen. Bemerkenswerterweise spielt die Befürchtung eines möglichen Reputationsverlusts laut der Befragungsergebnisse nur eine ganz geringe Rolle: Nur 11% entschieden sich bei dieser Frage für die beiden obersten Skalenniveaus, darunter in erster Linie die jüngeren Wissenschaftler.

Ein junger Postdoktorand aus der Astrophysik hat sowohl die Ergebnisse zu den vorgegebenen Antworten als auch den Tenor zahlreicher offener Kommentare mit seiner Äußerung sehr schön auf den Punkt gebracht: „Zeitliche Kapazitäten würde ich aufbringen, wenn ich wüsste, dass es sich lohnen würde“.

5. Einstellungen zur digitalen Wissenschaftskommunikation in unterschiedlichen Disziplinen und Personengruppen

5.1 Vorbemerkungen zur Betrachtungsweise

In diesem Kapitel wird eine andere Perspektive eingenommen als in den vorherigen. Statt der formatzentrierten Betrachtungsweise, die bei den Kapiteln über Open Peer Review, Mailinglists und Blogs angewandt wurde, soll hier eine auf Personengruppen zentrierte Betrachtung gewählt werden, die spezifische Einstellungen und Nutzungsweisen in befragten Gruppen (Fächergruppen, Disziplinen und Statusgruppen) erkennbar macht. Diese Betrachtungsweise, die quer zu den Untersuchungen in den vorherigen Kapiteln steht, erfordert auch eine andere Darstellungsform. Wir versuchen hier mit gebührender Vorsicht, für die Wissenschaftler unserer Stichprobe eine Art „kommunikatives Profil“ bestimmter Wissenschaftlergruppen zu skizzieren. Dabei versuchen wir auch, einen Zusammenhang mit spezifischen kommunikativen Aufgaben und Bedürfnissen dieser Wissenschaftler und den charakteristischen Formen der wissenschaftlichen Praxis in bestimmten Arbeitsbereichen herzustellen, die auf unterschiedliche „Wissenskulturen“ und „kommunikative Kulturen“ hindeuten. Dabei nehmen wir in Kauf, dass bei dieser Darstellung gewisse Wiederholungen von Ergebnissen früherer Abschnitte auftreten.

Vorweg lässt sich sagen, dass in allen Disziplinen dem persönlichen Gespräch im Institut oder auf Tagungen ein besonderer Stellenwert im „kommunikativen Haushalt“ eingeräumt wird (96%). Das Treffen im realen Raum der Kaffeeküche scheint weiterhin eine größere Rolle zu spielen als das Treffen in der „virtuellen Kaffeeküche“, wie digitale Formate wie Twitter manchmal genannt wurden. Dem Kommunikationsmodus face-to-face kommt an Verbreitung nur noch die E-Mail-Kommunikation annähernd gleich, was darauf hindeutet, dass sich dieses digitale Medium in einem hohen Maß dafür eignet, in die alltägliche Arbeitspraxis der Wissenschaftler integriert zu werden.

Eine naheliegende Hypothese, die mit Geschlechtsstereotypen zusammenhängt, könnte darin bestehen, dass sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in ihrer Praxis der Nutzung digitaler Formate unterscheiden. Für das Zutreffen dieser Hypothese gibt es in unserem Datenmaterial keine belastbaren Indizien. Man könnte vermuten, dass spezifische Befunde im Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften damit zusammenhängen, dass in diesen Wissenschaften Frauen besonders stark vertreten sind (48%, gegen-

über 35% bei den Naturwissenschaften), aber interne Vergleiche innerhalb dieser Fächergruppen bestätigen diese Vermutungen nicht.

Was die Status- und Altersgruppen angeht, so läge die Vermutung nahe, dass die jungen Wissenschaftler aus der Generation der Digital Natives eine erkennbare Pionierrolle in der Nutzung digitaler Formate spielen. In der Tat gibt es da Spezifika, auf die wir in den vorigen Kapiteln auch schon hingewiesen haben, aber insgesamt wird diese Rolle in den Daten unserer Stichprobe nicht so deutlich wie man hätte vermuten können.

In unserer Stichprobe sind die Geistes- und Kulturwissenschaften einerseits und die Naturwissenschaften andererseits am stärksten vertreten (433 und 325 Teilnehmer). Wir werden deshalb im Folgenden diese beiden Fächergruppen auswählen, um exemplarisch die Möglichkeiten einer Bestimmung der kommunikativen Spezifik von Disziplinen auszuloten.

5.2 Digitale Formate in der Kommunikation der Geistes- und Kulturwissenschaftler

In diesem Abschnitt werden wir in drei Schritten vorgehen. Wir werden zunächst einen Überblick über unser Datenmaterial aus der Perspektive der kommunikativen Aufgaben und Bedürfnisse der Wissenschaftler dieser Fächergruppe insgesamt geben, dann am Beispiel der Vertreter eines ausgewählten Fachs, der Geschichtswissenschaft, Fachspezifika zu erheben suchen und schließlich am Beispiel einer Einzelperson ein charakteristisches Einzelprofil skizzieren.

5.2.1 Geistes- und Kulturwissenschaften im Überblick

So unterschiedlich die wissenschaftliche Praxis verschiedener Zweige der Geistes- und Kulturwissenschaften ist, so lassen sich doch gewisse Gemeinsamkeiten beobachten, die sie beispielsweise von Naturwissenschaftlern unterscheiden. So spielen in vielen dieser Disziplinen Bücher weiterhin eine zentrale Rolle als Fundort für Quellenmaterial ebenso wie als Mittel der Darstellung und Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse. In vielen Fällen ist in diesen Disziplinen das Schreiben von Büchern auch ein wichtiger Teil der Qualifikationsmodalitäten. Dies gilt für Historiker ebenso wie für Literaturwissenschaftler oder Altphilologen. Gewichtige und komplexe Beiträge zur wissenschaftlichen Diskussion in Buchform haben eine besondere Dignität. Daneben gibt es den Aufsatz in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, zumeist noch in Printform, aber oft parallel auch schon online verfügbar. Die

reine Online-Zeitschrift mit Open Peer Review ist noch nicht weit verbreitet. Auch wissenschaftliche Kurzformen, die es ja in der Wissenschaftsgeschichte immer wieder gab (z.B. sog. Miszellen), spielen in diesen Disziplinen eine untergeordnete Rolle.

Wenn man nach den kommunikativen Bedürfnissen und Aufgaben der Wissenschaftler in diesen Disziplinen fragt, so gibt es zunächst den Bereich der sozialen Kontakte, für deren Praxis besonders „social media“ wie Blogs und Twitter geeignet erscheinen könnten. Nach den Befunden unserer Stichprobe ist jedoch diese Nutzung der genannten Formate in der Größenordnung von 0% bis 5% je nach Statusgruppe praktisch zu vernachlässigen.

Ein anderer Bereich ist die Information über Vorgänge der Wissenschaftsorganisation wie Ankündigungen von Tagungen, Calls for Papers oder Stellenausschreibungen. Diese Information wird einerseits über persönliche Netzwerke, über die Zugehörigkeit zu wissenschaftlichen Gesellschaften und Institutionen verbreitet, andererseits aber zu einem beachtlichen Teil über wissenschaftliche Mailinglists, die beispielsweise von 65% der Geistes- und Kulturwissenschaftler genannt werden.

Neue wissenschaftliche Entwicklungen lernen unsere Geistes- oder Kulturwissenschaftler primär über wissenschaftliche Zeitschriften und Rezensionsorgane, durch neue Bücher oder auch bei Tagungen kennen. Immerhin 52% geben an, dass sie Neuerscheinungen über Mailinglists kennengelernt hätten, und 44% erwähnen, dass sie eine inhaltliche Anregung für ihre wissenschaftliche Arbeit aus der Lektüre von Beiträgen zu Mailinglists gewonnen hätten. Allerdings wären wenige Teilnehmer unserer Befragung bereit, eine wissenschaftliche Diskussion in einer Mailinglist anzustoßen (8%) oder sich an einer solchen Diskussion zu beteiligen (14%). Dieser statistische Befund steht in einem bemerkenswerten Kontrast zu der schon erwähnten Tatsache, dass es durchaus Mailinglists im Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften gibt, in denen anspruchsvolle Diskussionen zu aktuellen wissenschaftlichen Themen geführt werden. Potenzial und aktuelle Nutzung des Formats fallen hier deutlich auseinander.

Ähnliches gilt für die Suche nach wissenschaftlicher Literatur zu einem aktuellen Forschungsthema. Hier spielen zunächst einmal die Bibliotheken mit ihren bibliographischen Hilfsmitteln eine zentrale Rolle, auch digitale Suchmaschinen werden genutzt. Dagegen steht die Möglichkeit, über eine Mailinglist oder einen Blog bei den Fachkollegen Literaturhinweise zu erfragen, nicht hoch im Kurs. Wiederum gehört diese Möglichkeit, die in manchen Mailinglists dann und wann genutzt wird, also prinzipiell zum Potenzial dieser Formate, kann aber nach den Befunden unserer Stichprobe als nicht breit etabliert gelten.

Eine zentrale kommunikative Aufgabe der Wissenschaftler ist die Publikation ihrer Forschungsergebnisse. Nach den langjährigen Erfahrungen von Naturwissenschaftlern mit Online-Journalen, die Open Access und verschiedene Formen von Open Peer Review praktizieren, könnte man erwarten, dass auch die Geistes- und Kulturwissenschaftler den Verbreitungsbonus dieser Formate nutzen möchten. Grundsätzlich erwähnen 40% der Vertreter dieser Disziplinen in unserer Stichprobe, dass sie auch in Online-Zeitschriften publizieren. Dies deutet darauf hin, dass zumindest die Parallelpublikation als Online-Version einer Zeitschrift sich zunehmend auch in geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen durchsetzt. Ganz anders sieht es dagegen bei der Nutzung des Potenzials von Open Peer Review aus. Offene Begutachtung von eingereichten wissenschaftlichen Publikationen ist in den Geistes- und Kulturwissenschaften noch wenig verbreitet und wird von vielen Vertretern dieser Disziplinen auch nicht befürwortet (61%). Hier gibt es allerdings gewisse Unterschiede bei den Statusgruppen, auf die wir schon in Abschnitt 2.3 hingewiesen haben und auf die wir in Abschnitt 5.4 nochmals kurz eingehen. Die Gründe für diese Skepsis reichen von der Befürchtung einer Informationsüberschwemmung durch die zusätzliche Lektüre von Gutachten über die Befürchtung einer Überlastung des Zeitbudgets durch Teilnahme an einem interaktiven Begutachtungsverfahren bis hin zu Befürchtungen der Verzerrung der Bewertungsverfahren bei nicht mehr gesicherter Anonymität der Gutachten. Eine gewisse Spannung besteht hier zu dem Befund, dass auch viele Vertreter dieser Fächergruppe grundsätzlich eine stärkere Transparenz von Begutachtungsverfahren befürworten, insbesondere jüngere Wissenschaftler. Die Bedenken hinsichtlich der Veränderung der Begutachtungspraxis durch größere Interaktivität und Transparenz legen natürlich die Frage nahe, warum diese mögliche Innovation in dieser Fächergruppe als so problematisch angesehen wird. Hinweise auf mögliche Hypothesen geben insbesondere die offenen Kommentare. Der Befund mag einerseits zusammenhängen mit der historisch etablierten Norm, dass man auf Gutachten wie auch auf Rezensionen nicht öffentlich reagieren sollte, andererseits mit Bedenken im Hinblick auf den erhöhten Anspruch an intersubjektiver Gültigkeit von Bewertungen und schließlich, bei bestimmten Statusgruppen, mit den Vorzügen einer nicht-transparenten Begutachtung für die Gatekeeper eines Fachs. Aber für eine stärkere Stützung dieser Hypothesen reichen unsere Daten nicht aus.

Einen interessanten Hinweis auf gängige Arbeitsformen und das wissenschaftliche Anerkennungssystem in dieser Fächergruppe geben die Ergebnisse zur Nutzung der von uns untersuchten Formate als Medien kollaborativer Arbeit. Diese Form der Nutzung, für die es in manchen Fächern gute Beispiele gibt, z.B. im Bereich der Mathematik, scheint sich in den Geistes- und

Kulturwissenschaften insgesamt noch nicht etabliert zu haben. Natürlich ist es nicht so, dass in den hier tangierten Disziplinen die kollaborative Produktion und Publikation von wissenschaftlichen Ergebnissen ungewöhnlich wäre. Gemeinsame Publikationen von Teilnehmern an Forschungsprojekten, gemeinsame Produktion von Texten (z.B. von Einleitungstexten durch Herausgebergruppen) oder auch die gemeinsame Publikation von Büchern (z.B. Lehrbüchern) ohne Ausweis der jeweiligen Einzelleistung sind nicht unbekannt. Grundsätzlich scheint aber die individuelle Zuschreibung der wissenschaftlichen Leistung und die Konzentration auf bestimmte Publikationsformen insbesondere im Hinblick auf Qualifikationsanforderungen doch so fundamental zu sein, dass Formen der Kollaboration, auch Kollaboration in Kontroversen, wie sie in manchen Blogs und Mailinglists praktiziert werden, eher als Luxus angesehen werden, den sich gerade jüngere Wissenschaftler nicht leisten können.

5.2.2 Eine exemplarische Sondierung: digitale Wissenschaftskommunikation in der Geschichtswissenschaft

Neben den Sprachwissenschaftlern mit 74 Teilnehmern bilden die Historiker mit 53 Teilnehmern die größte Fachgruppe in unserer Stichprobe. Grundsätzlich sind digitale Formate im Bereich der Geschichtswissenschaften gut etabliert, z.B. Mailinglists wie *H-Soz-u-Kult*, Historiker-Blogs (z.B. *hist.net*), digitale Rezensionsorgane (z.B. *sehpunkte*), ein Fachportal wie *Clio online* und international zahlreiche digitale Diskussionsforen. Man könnte also auch in unserer Stichprobe Hinweise auf eine relativ lebhaftige Nutzung derartiger Formate im Bereich der Geschichtswissenschaft erwarten. Diese Hypothese lässt sich aber nur partiell stützen, wie die folgenden Befunde zeigen.

Für den persönlichen Austausch zwischen Wissenschaftlern bevorzugen auch die Historiker den persönlichen Kontakt, face-to-face oder am Telefon. E-Mail-Kommunikation (94%) ist fest etabliert, dagegen wird ein Format wie Skype nur von zwei Teilnehmern erwähnt. Als zum engeren Kanon der gebräuchlichen Kommunikationsmittel gehörend werden auch Mailinglists genannt (74%). Allerdings umfasst das Nutzungsspektrum von Mailinglists in erster Linie die Mitteilung und Lektüre von Tagungsankündigungen, Stellenausschreibungen und anderen wissenschaftsorganisatorischen Informationen (87%), die ansonsten auch wissenschaftlichen Print- oder Online-Zeitschriften entnommen werden (je 28% Nennungen). Formate wie Blogs (eine Nennung), Wikis (zwei Nennungen) oder Twitter (eine Nennung) dagegen kann man vernachlässigen.

Die Feststellung, „die Geschichtswissenschaft ist im Web 2.0 angekommen“, muss aus dieser Sicht wohl vorläufig noch relativiert werden.⁷

Zur wissenschaftlichen Alltagspraxis gehört natürlich auch bei den Historikern das Gewinnen von Information über Neuerscheinungen, aktuelle Forschungsergebnisse und relevante Literatur. Zentrale Quelle für diese Information sind wissenschaftliche Zeitschriften, im Printformat (81%) oder online (69%), daneben der direkte Kontakt mit Kollegen (66%) oder auf Tagungen (41%). Auch Mailinglists sind mit Nennungen bei 58% der Teilnehmer eine nennenswerte Quelle für Informationen über Neuerscheinungen etc. Dagegen sind Blogs mit drei und Twitter mit zwei Nennungen auch in dieser Funktion unbedeutend. Was die Literaturrecherche angeht, spielen Bibliothekskataloge eine zentrale Rolle (60%), gefolgt von Suchmaschinen (41%). Inwieweit auch die anderen erwähnten Kommunikationswege und Formate für die Literaturrecherche genutzt werden, lässt sich aufgrund unserer Daten nicht differenziert darstellen.

Ein weiterer zentraler Praxisbereich ist das Publizieren von Forschungsergebnissen. Hier stellten wir eine Frage zum Vorfeld der Publikation, nämlich zu den Möglichkeiten der Diskussion von Forschungsergebnissen vor der formellen Veröffentlichung. Auch hier ist das persönliche Gespräch mit Kollegen (83%) der kommunikative Königsweg. Daneben ist aber auch das Verschicken und Kommentieren von Forschungsergebnissen mittels E-Mail noch prominent vertreten (68%). In den freien Kommentaren werden Tagungen als Forum für die Diskussion eigener neuer Forschungsergebnisse besonders hervorgehoben. Formate wie Mailinglists (3%) oder Blogs (0%) werden auch zu diesem Zweck kaum oder gar nicht genutzt.

Für die Publikation selbst sind bei den Historikern unserer Stichprobe wissenschaftliche Printmedien (Zeitschriften, Monographien) weiterhin die Medien der Wahl, die von 96% der betreffenden Teilnehmer genannt werden. Mit Abstand folgen online verfügbare Zeitschriften (49%). Blogs spielen in der Publikationspraxis der Historiker kaum eine Rolle (6%), ebenso wie die Publikation auf Servern für digitale Hochschulschriften (8%).

Was die Praxis von Open Peer Review angeht, so ist die Skepsis, die für die Geistes- und Kulturwissenschaften allgemein zu beobachten war, bei den Historikern besonders stark ausgeprägt. Die Publikation von Gutachten wird aus der Gutachterperspektive hier nur von 22% (Geistes- und Kulturwissenschaften gesamt 39%) befürwortet, aus der Autorenperspektive nur von 18%

⁷ So die Formulierung in der Ankündigung eines Workshops zu „Geschichtswissenschaften und Web 2.0“ im November 2010 (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=14833>; 27.08.2011).

(36%) und auch aus der Leserperspektive nur von 24% (43%). Dieses deutliche Votum der Teilnehmer mag damit zusammenhängen, dass in diesem Fach Open Peer Review nach unserer Kenntnis noch nicht praktiziert wird, so dass es sich um die Skepsis gegenüber einer Innovation zu handeln scheint, die der Fachkultur fremd ist und mit deren Nutzung zusätzliche Arbeitsbelastung, Informationsüberfluss und Reputationsrisiken drohen könnten.

Ein Aspekt der wissenschaftlichen Praxis, der durch die neueren digitalen Formate besonders gefördert werden könnte, ist das öffentliche Kommentieren und Diskutieren von online publizierten wissenschaftlichen Beiträgen wie Aufsätzen, Gutachten und Rezensionen oder auch wissenschaftlichen Blogposts. Diese Möglichkeiten werden von den Vertretern der Geschichtswissenschaft in unserer Stichprobe relativ wenig in Betracht gezogen. Nur 32% der Teilnehmer geben mit den obersten beiden Skalenwerten an, dass sie einen herausragenden Beitrag positiv kommentieren würden, 36% geben an, dass sie einen Beitrag mit großen Mängeln kritisch kommentieren würden. Damit liegen die Historiker im ersten Fall deutlich unter dem Prozentsatz der Geistes- und Kulturwissenschaften generell (50%), im zweiten Fall etwa gleichauf mit diesen (39%). Zahlreiche Stellungnahmen in der Sparte der offenen Kommentare des Fragebogens lehnen kritische Kommentare bei Open Peer Review explizit ab. Auch die aktive Teilnahme an Diskussionen in Mailinglists wird mit 69% der beiden obersten Skalenwerten verneint, d.h. wir können für dieses Format insgesamt eine vorwiegend rezeptive Nutzung feststellen. Nach den Angaben der Historiker unserer Stichprobe wird also das interaktive Potenzial der von uns untersuchten Formate insgesamt noch zögerlich genutzt, und auch diesem Fach werden öffentliche wissenschaftliche Kontroversen in digitalen Medien von Vielen nicht als förderlich angesehen.

5.2.3 Ein exemplarisches Profil einer einzelnen Wissenschaftlerin

Wie schon erwähnt, bilden die Sprachwissenschaftler eine starke Gruppe in unserer Stichprobe. Wir wollen deshalb exemplarisch das Profil einer Sprachwissenschaftlerin betrachten, die eine charakteristische Vertreterin dieses Faches sein dürfte, und damit das Bild der digitalen Kommunikationspraxis in dieser Fächergruppe noch einmal konkretisieren. Bei der ausgewählten Vertreterin des Faches handelt es sich um eine Professorin in der Altersgruppe von 40-49 Jahren.

Allgemein gesagt haben Sprachwissenschaftler schon deshalb eine gewisse Affinität zu digitalen Formaten, weil in ihrer Forschungspraxis seit einigen Jahren in vielen Bereichen digitale Datenkorpora eine wichtige Rolle spielen. Auch digitale Formate der Wissenschaftskommunikation sind seit

vielen Jahren etabliert, z.B. die Mailinglists der *LINGUIST List* und Wissenschaftsblogs wie *Language Log* oder *Sprachlog*. Auch einzelne Open-Peer-Review-Zeitschriften sind verfügbar (z.B. *Theoretical Linguistics*). Insgesamt müsste das eine gute Ausgangslage für eine aktive Nutzung digitaler Formate in der linguistischen Wissenschaftskommunikation sein. Auch in diesem Fall zeigt sich aber, dass die tatsächliche Nutzung der genannten Formate in unserer Stichprobe nicht diesen Erwartungen entspricht. Davon bleibt die Tatsache natürlich unberührt, dass international viele Sprachwissenschaftler aktiv an Mailinglists beteiligt sind und Blogposts und Blogkommentare schreiben.

Unsere Sprachwissenschaftlerin nennt als Mittel der Kommunikation mit Kollegen das persönliche Gespräch face-to-face, das Telefon, E-Mail und netzbasierte Austauschmedien wie Skype. Informationen über anstehende Tagungen etc. bekommt sie im direkten Kontakt mit Kollegen, auf Tagungen, über Suchmaschinen, über wissenschaftliche Informationsdienste (wie *idw-online*) und über wissenschaftliche Mailinglists. Blogs und Twitter nennt sie nicht. Informationen über Neuerscheinungen und aktuelle Forschungsergebnisse entnimmt sie wiederum dem Gespräch mit Kollegen, besonders auch auf Tagungen, Print- und Online-Zeitschriften, Bibliothekskatalogen, Suchmaschinen und wissenschaftlichen Mailinglists. In diesem breiten Spektrum von Informationsquellen sind Blogs und Twitter wiederum nicht vertreten. In Bezug auf Blogs ist bemerkenswert, dass sie davon ausgeht, dass es für ihr Fach keine einschlägigen Blogs gibt. Zudem genügen ihr die anderen verfügbaren Kommunikationsmittel, und sie nimmt auch an, dass ihre zeitlichen Kapazitäten die zusätzliche Nutzung dieses Formats nicht zulassen würden.

Was den Bereich der Publikation von Forschungsergebnissen angeht, so diskutiert sie solche Ergebnisse im Vorfeld der Publikation mit Kollegen im persönlichen Gespräch oder über E-Mail vermittelt. Als Publikationsort wählt sie wissenschaftliche Printmedien und Onlinezeitschriften. Hier kommt offensichtlich die Doppelpublikation von Zeitschriften als Print- und Onlinezeitschrift zum Tragen. Blogs kommen für sie als Publikationsort für Forschungsergebnisse nicht infrage. In Bezug auf Open Peer Review vertritt sie eine eindeutig ablehnende Einstellung. Aus allen drei Perspektiven – Gutachterin, Autorin, Leserin – lehnt sie die Veröffentlichung von Gutachten ab. Dabei ist sie insbesondere der Auffassung, dass die zusätzliche Veröffentlichung von Gutachten zu einem Informationsüberfluss führen würde. Positiver sieht sie die Möglichkeit, in Open Peer Review Publikationen zu kommentieren, sowohl in Bezug auf besonders gute als auch auf besonders mangelhafte Beiträge. Dies ist einer der wenigen Punkte, in denen sie Bereitschaft zeigt, die interaktiven Möglichkeiten digitaler Formate zu nutzen.

Mailinglists nutzt sie vorwiegend als Servicelists zur Information über Tagungen usw. Insgesamt nutzt sie die Mailinglist vorwiegend rezeptiv, wobei sie sich thematisch an den Angaben der Betreffzeile orientiert. An Diskussionen beteiligt sie sich nicht und auch Informationen zu Forschungsliteratur auf der Mailinglist zu suchen oder zu geben, gehört nicht zu ihrem Nutzungsspektrum. Wenn auf einer Mailinglist eine substantielle Kritik an einer ihrer Veröffentlichungen geäußert würde, würde sie zwar ggf. die Diskussion verfolgen, nicht aber selbst in eine Diskussion eintreten, da sie das Prinzip akzeptiert, dass man als Autor nicht auf Rezensionen reagieren sollte.

Wenn man dieses Profil zusammenfassend betrachtet, dann entspricht es weitgehend den in unserer Stichprobe für Geistes- und Kulturwissenschaften charakteristischen Einstellungen und Praktiken der Nutzung digitaler Formate. Insbesondere sind Web-2.0-Formate mit der dort gegebenen Interaktivität und Öffentlichkeit und den dort üblichen kürzeren Textformen nicht im Horizont der wissenschaftlichen Praxis der Sprachwissenschaftlerin. Für die Wissensgenerierung im (kontroversen) Dialog wird der „kleine Kreis“ der unmittelbaren Kollegen bevorzugt. Öffentliche Kollaboration wird nicht angestrebt, erst das „fertige Produkt“ wird publiziert. Neben dem persönlichen Gespräch, auch auf Tagungen, ist für die Kommunikation im kleinen Kreis E-Mail als digitales Format fest etabliert. Auch das ist natürlich im Rückblick auf die Zeit vor 15-20 Jahren eine bemerkenswerte Innovation.

5.3 Digitale Formate in der Kommunikation der Naturwissenschaftler

5.3.1 Vorbemerkungen

Auch für die Naturwissenschaften, die natürlich intern ebenfalls vielfältig ausdifferenziert sind, lassen sich gewisse stereotype Annahmen über grundlegende Formen der wissenschaftlichen Praxis machen. Während der typische Geisteswissenschaftler allein an einer Monographie arbeitet, die sich ihrerseits auf Daten aus Büchern stützt, arbeitet der Naturwissenschaftler mit einer Arbeitsgruppe im Labor an Geräten und publiziert seine Forschungsergebnisse in kürzeren Abständen in Form von relativ kurzen wissenschaftlichen Aufsätzen. Auch die Zusammenarbeit in mehreren regional getrennten Laboren ist nicht ungewöhnlich. Ebenso scheint in vielen naturwissenschaftlichen Disziplinen die Internationalisierung stärker vorangeschritten zu sein als etwa in einem Fach wie der Germanistik. So könnte man annehmen, dass sich diese Unterschiede der wissenschaftlichen Alltagspraxis zumindest parti-

ell in Unterschieden der Kommunikationsformen und Texttypen und insbesondere auch in der Aufnahme und Nutzung digitaler Formate der Wissenschaftskommunikation spiegeln. Dass es international Modelle für die Nutzung solcher Formate gibt, etwa im Hinblick auf das Führen wissenschaftlicher Kontroversen, zeigen beispielsweise die Ergebnisse von Fallstudien zu Kommunikationen mit digitalen Formaten (wissenschaftlichen Blogs und Open-Peer-Review-Zeitschriften) im Bereich der Meteorologie (vgl. Fritz 2011b, Fritz/Gloning, im Druck). Einige Spezifika der Wissenschaftskommunikation in den Naturwissenschaften lassen sich in der Tat in den Daten unserer Stichprobe beobachten, ohne dass sie allerdings so spektakulär wären, wie man vielleicht erwarten könnte.

5.3.2 Naturwissenschaften im Überblick

Einen ersten Unterschied zu den Geisteswissenschaften finden wir im Bereich des persönlichen Austauschs und der Beschaffung von Information zur Wissenschaftsorganisation. Während, wie erwähnt, direktes persönliches Gespräch sowie die Nutzung von Telefon und E-Mail in allen Wissenschaften Standard ist, spielt die Nutzung von Mailinglists in den Naturwissenschaften eine nur geringe Rolle (18% gegenüber 30% in den Geistes- und Kulturwissenschaften). Dies gilt nicht nur für diesen Nutzungsbereich, sondern auch für die Information über Neuerscheinungen und aktuelle Forschungsergebnisse (23% gegenüber 52%) und, soweit Mailinglists überhaupt genutzt werden, für das Führen wissenschaftlicher Diskussionen. Unter denjenigen Naturwissenschaftlern, die Mailinglists nutzen, bestätigen nur 25% diese Nutzungsweise. Auch die anderen kollaborativen Nutzungsweisen von Mailinglists (z.B. Austausch von Literaturhinweisen) sind nur schwach etabliert. Insgesamt herrscht eine rezeptive Nutzungsweise vor. Für die relative Schwäche der Nutzung von Mailinglists in den Naturwissenschaften lässt sich wohl keine funktionale Erklärung geben, offensichtlich handelt es sich um eingespielte Traditionen in bestimmten Fachkulturen.

Was die Publikation von Forschungsergebnissen angeht, so ist im Bereich der Naturwissenschaften die Veröffentlichung von Aufsätzen in online verfügbaren Zeitschriften mit 71% der Nennungen der absolute Favorit im Vergleich zu 40% bei den Geisteswissenschaften. Hier spielt sicherlich die Tatsache eine Rolle, dass internationale Zeitschriften mit hohem Impact-Faktor durchweg (auch) online publiziert werden, während es eine vergleichbare Praxis der Impact-Bewertung in den Geistes- und Kulturwissenschaften noch kaum gibt. Auch die Publikation auf einem Server wird als Möglichkeit erwähnt, spielt aber eine eher untergeordnete Rolle (15% gegenüber 18% bei

den Geisteswissenschaften). Das Vorbild von international bekannten Servern wie „arXiv“ – vor allem für den Bereich der Physik – scheint hier (noch) nicht stark zu wirken.

Online-Zeitschriften haben gerade in den Naturwissenschaften seit etwa 10 Jahren verstärkt Formen des Open Peer Review eingeführt (vgl. Kapitel 2). Dies spiegelt sich in unseren Daten in einer stärkeren Befürwortung der Veröffentlichung von Gutachten (47% als Gutachter, 48% als Autor, 50% als Leser, gegenüber 39%, 36% und 43% bei den Geistes- und Kulturwissenschaften). Soweit die Publikation der Gutachten befürwortet wird, wird eine Erhöhung der Qualität der Gutachten erwartet und die Stärkung der Rolle des Gutachters und die erhöhte Transparenz begrüßt. Die Bereitschaft, Beiträge in Open-Access-Journalen als Mitglied der Scientific Community zu kommentieren, ist für unsere Stichprobe auch in den Naturwissenschaften nicht ausgeprägt.

Blogposts als Möglichkeit der Veröffentlichung wissenschaftlicher Ergebnisse werden in unserem Datenmaterial auch in den Naturwissenschaften sehr skeptisch betrachtet. Als Begründung dafür, dass sie keine Blogbeiträge schreiben, nennen 48% die Tatsache, dass das Schreiben von solchen Beiträgen in der Wissenschaft nicht anerkannt wird, und 69%, dass ihre zeitlichen Kapazitäten das Bloggen nicht zulassen.

In Bezug auf die Möglichkeiten wissenschaftlicher Diskussionen werden alle drei von uns untersuchten digitalen Formate eher zögerlich genutzt. Dies gilt nicht nur, wie schon erwähnt, für Mailinglists und Open-Peer-Review-Zeitschriften, sondern auch für Blogs, soweit diese überhaupt genutzt werden. Für unsere Stichprobe scheint zu gelten, dass auch die Naturwissenschaftler im Allgemeinen nicht an Kontroversen in einer größeren wissenschaftlichen Öffentlichkeit interessiert sind. Man könnte vermuten, dass sich darin ein Aspekt des spezifischen Selbst- und Wissenschaftsverständnisses der Wissenschaftler ausdrückt.

5.4 Statusgruppen und ihre Nutzung digitaler Formate

In unserer Befragung wurden im Wesentlichen fünf Statusgruppen erfasst: Doktoranden (365), Postdoktoranden (277), Habilitierte bzw. Privatdozenten (70), Professoren (256) und Professoren im Ruhestand (39). Die Gruppe der Akademischen Räte war mit 23 Teilnehmern recht klein, so dass zu dieser Gruppe kaum dezidierte Aussagen gemacht werden können. Diese Statusgruppen korrelieren z.T. unmittelbar mit Altersgruppen, so dass wir eine gesonderte Auswertung der Altersgruppen hier nicht vornehmen.

Die genannten Statusgruppen sind z.T. durch Befugnisse und Aufgaben in ihrer Institution, z.T. aber auch durch besondere (kommunikative) Bedürfnisse, Wissensstände etc. charakterisiert. Insofern ist zu erwarten, dass für sie auch in der Nutzung des Angebots an digitalen Formaten der Wissenschaftskommunikation spezifische Profile zu erkennen sein könnten. In Ansätzen lässt sich dies mit den Daten unserer Befragung auch zeigen. Dabei lassen sich für die Erklärung des jeweiligen Befundes für eine Statusgruppe in vielen Fällen allenfalls plausible Hypothesen formulieren. Beispielsweise ist es naheliegend anzunehmen, dass die Professoren im Ruhestand teilweise einer Altersgruppe angehören, für die die zentrale Phase ihrer aktiven Tätigkeit vor der weiteren Verbreitung von Mailinglists und Blogs (in ihrem jeweiligen Fach) lag. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass nur 15% der Emeriti angeben, dass sie Mailinglists zum wissenschaftlichen Austausch benutzen, dass kein Emeritus angab, Blogs zu nutzen und dass einzelne Emeriti angeben nicht zu wissen, was ein Blog ist. Diese Altersschichtung allein ist jedoch noch kein unmittelbarer Indikator für die Nutzung eines bestimmten Formats. So zeichnet sich in unserer Stichprobe die jüngste Altersgruppe, die der Doktoranden, u.a. dadurch aus, dass ihre Vertreter Mailinglists relativ wenig nutzen. 38% der 20- bis 29-Jährigen geben an, keine Mailinglists in ihrem Fach zu kennen. Mailinglists scheinen also besonders ein Phänomen der „mittleren“ Alters- und Statusgruppen zu sein. Dies mag einerseits damit zusammenhängen, dass die Einführung des neuen Formats in eine Zeit fiel, in der diese Gruppen biographisch besonders dafür aufgeschlossen waren, und andererseits damit, dass Mailinglists in ihrer Servicefunktion mit Informationen über wissenschaftsorganisatorische Dinge für diese Statusgruppen besonders relevant sind.

Für die Doktoranden ist der wohl interessanteste Befund der, dass sie, im Gegensatz etwa zu den Professoren, die Veröffentlichung von Gutachten in der Peer Review relativ stark befürworten, sowohl aus der Autorenperspektive (50%) als auch insbesondere aus der Leserperspektive (61%). In ihrer Situation als Nachwuchswissenschaftler scheint das Bedürfnis nach Transparenz von Begutachtungsverfahren und nach Einsichten in solche Verfahren besonders deutlich ausgeprägt zu sein. Dagegen wird diese Statusgruppe der Erwartung, dass sie als Pioniere der neuen digitalen Formate auftreten würden, nicht gerecht. Wie schon erwähnt, sind sie keine herausragenden Nutzer von Mailinglists, sie liegen aber auch bei der Frage der Nutzung von Blogs in ihren verschiedenen Funktionen mit Nennungen in der Größenordnung von 3% bis 8% in einem Bereich der faktischen Nicht-Nutzung. Noch deutlicher ist dies bei der Nutzung von Twitter, die quasi nicht-existent ist. Die angegebenen Gründe für die Nicht-Nutzung entsprechen in den Größenordnungen im Wesentlichen denjenigen der meisten anderen Statusgruppen: zusätzliche

Zeitbelastung, keine wissenschaftliche Anerkennung, die Befürchtung, seinem wissenschaftlichen Ansehen zu schaden.

Für die Postdoktoranden lassen sich keine deutlichen Profilierungen aus unseren Daten herauslesen. Ein kleiner Befund am Rande ist der, dass sich nur in dieser Gruppe Personen finden, die von sich sagen, dass sie regelmäßig bloggen. Allerdings ist die Zahl der aktiven Blogger verschwindend klein: sechs von insgesamt 277 Postdoktoranden.

Privatdozenten befinden sich in einer besonders kritischen Situation ihrer Karriere, was zur Folge haben kann, dass sie bestimmte Formen der Sichtbarkeit, etwa bei Kontroversen in Mailinglists und in Open-Peer-Review-Verfahren, eher scheuen. Die Gefahr, der eigenen Reputation zu schaden oder „wichtige“ Vertreter des Fachs gegen sich aufzubringen, spricht offensichtlich gegen die aktive Beteiligung an solchen Kontroversen. Dies könnte den Befund erklären, dass Habilitierte und Privatdozenten in unserer Stichprobe beispielsweise bei der Beteiligung an Diskussionen in Mailinglists eher zurückhaltend sind. Hier gaben für die obersten beiden Skalenwerte 60% dieser Statusgruppe an, dass sie sich nicht beteiligen, gegenüber 49% bei den Postdoktoranden.

Die Professoren zeigen eine stark von der Arbeitsökonomie geprägte Nutzung von digitalen Formaten der Wissenschaftskommunikation. Dies ist etwa am Beispiel der Mailinglists erkennbar, die zwar als Quelle für wissenschaftsorganisatorische Informationen regelmäßig genutzt werden (60%), dagegen kaum als Diskussionsmedium. Wie die erfragten Angaben und auch viele offene Kommentare zeigen, ist die zeitliche Beanspruchung ein wesentlicher Faktor für die eingeschränkte Nutzung digitaler Formate in dieser Gruppe. Viele Professoren geben an, dass sie keine Zeit haben für das Schreiben von Beiträgen zu Mailinglists oder Blogposts (82%), die sie offensichtlich als Luxus oder als unwissenschaftlich betrachten. Auch bei der häufigen Ablehnung der Veröffentlichung von Gutachten in Open Peer Review (63%) spielt dieser Zeitaspekt bzw. die zusätzliche Arbeitsbelastung (56%) eine wichtige Rolle. In dieser Statusgruppe, die institutionell eine zentrale Rolle spielt, hat sich die Auffassung offensichtlich bisher nicht weit verbreitet, dass für die genuinen (kommunikativen) Aufgaben der wissenschaftlichen Praxis die Nutzung der neuen digitalen Formate einen erkennbaren Mehrwert bringen könnte.

Die Professoren im Ruhestand gehören einerseits zu einer Altersgruppe, die Mailinglists und Blogs relativ wenig nutzt oder gar nicht kennt, andererseits ist bemerkenswert, dass ihre Vertreter in ihrer Einstellung zur Veröffentlichung von Gutachten und zur öffentlichen Diskussion von wissenschaftlichen Fragen in digitalen Formaten deutlich offener sind als ihre jüngeren Kollegen, (z.B. 57% Befürwortung der Veröffentlichung von Gutachten aus der Gutachterperspektive, gegenüber 37% bei den aktiven Professo-

ren; 60% Bereitschaft, Beiträge in Open Peer Review zu kommentieren, gegenüber 44% bei den aktiven Professoren). Unsere allerdings nicht sehr umfangreichen Daten könnten darauf hindeuten, dass die Vertreter dieser Statusgruppe sich über Reputationsfragen weniger Sorgen machen als andere und auch die Gefahr der zusätzlichen Arbeitsbelastung geringer sehen als die in den wissenschaftlichen Institutionen dienstlich aktiven Gruppen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich auch in Bezug auf die Statusgruppen ein sehr differenziertes Bild der Nutzung digitaler Formate und der Einstellungen zu diesen Formaten ergibt. Insgesamt kann für unsere Stichprobe aber festgestellt werden, dass eine breite Integration der neuen Formate in die wissenschaftliche Praxis der verschiedenen Gruppierungen noch nicht zu erkennen ist und dass die Einschätzung des Potenzials dieser Formate für wichtige Bereiche der Wissenschaftskommunikation häufig noch eher skeptisch ist.

6. Digitalisierung in der Wissenschaft – aktueller Stand und Perspektiven

Im vorliegenden letzten Abschnitt werden wir versuchen, eine allgemeinere Perspektive einzunehmen und uns drei Fragen zuwenden:

- Wie lässt sich der aktuelle Stand der Digitalisierung in der Wissenschaftskommunikation in groben Zügen beschreiben?
- Welche Entwicklungen zeichnen sich aktuell ab?
- Wie lassen sich ggf. neue Visionen entwickeln und umsetzen?

Bei der Beantwortung dieser Fragen, vor allem der letzten, müssen wir den engeren fachlichen Bereich der Kommunikationsanalyse vielfach überschreiten und manchmal ganz verlassen. Wir glauben aber, dass auch solche Überlegungen, die sich aus der Projektarbeit ergeben haben, einen Ort haben sollten.

6.1 Wie kann man den aktuellen Stand der Digitalisierung in der Wissenschaftskommunikation beschreiben?

Unsere Befunde zum aktuellen Stand der Digitalisierung in der Wissenschaftskommunikation lassen sich in sechs Thesen zusammenfassen, die im Folgenden vorgestellt werden sollen. Die erste These lässt sich folgendermaßen formulieren:

- (i) Es besteht ein deutlicher Widerspruch zwischen einer Vielfalt von innovativen und fruchtbaren neuen Formaten, Formatkonstellationen und Nutzungsweisen einerseits und einer insgesamt nur zögerlichen und sehr eingeschränkten Aufnahme vieler neuer Möglichkeiten im wissenschaftlichen Alltag andererseits.

Zu solchen innovativen und zum Teil interaktiven Formaten und Formatkonstellationen gehören, um nur wenige Beispiele zu nennen: thematisch fokussierte Roundtables auf Mailinglists, etwa zu umstrittenen Grundfragen oder zu wichtigen Neuerscheinungen des Fachs; oder die Kombination von digitalen Diskussionsumgebungen mit Einrichtungen zur Ergebnissicherung, etwa durch die Kombination Blog/Wiki (vgl. Fritz/Bader 2010, 348-351); oder sog. *lebende Handbücher* in digitaler Umgebung, die laufend aktualisiert werden können.

Die meisten dieser Möglichkeiten werden derzeit nicht systematisch genutzt. Hierfür ein Beispiel: Das sog. „Verfasserlexikon“ ist für die Germanis-

tische Mediävistik das zentrale, mehrbändige Handbuch, in dem das Wissen über mittelalterliche Autoren und Werke dargestellt wird. Dieses Handbuch ist die erste Anlaufstelle auch als Ausgangspunkt für neue Forschungen. Es würde sich beim aktuellen Stand der digitalen Möglichkeiten anbieten, solche Werkzeuge als laufend *aktualisierbare*, *vernetzte* und *parallel erarbeitete* Ressource zu organisieren, etwa in Form von Online-Portalen. Aber das geschieht nicht: Ein neues Anschluss-Unternehmen, das Verfasserlexikon zum 16. Jahrhundert erscheint nach wie vor in gedruckter Form, beginnend mit den Autoren, deren Namen mit *A* oder *B* beginnen. Dies ist nur ein Beispiel von vielen, wo an sich verfügbare fruchtbare Optionen aus den unterschiedlichsten Gründen nicht genutzt werden. Die Beispiele ließen sich fortsetzen.

Damit stellt sich die Frage nach den wichtigsten Nutzungsbarrieren und Beteiligungshindernissen.

- (ii) Die wichtigsten Nutzungsbarrieren und Beteiligungshindernisse sind Zeitdruck, die Wirkung des traditionellen Reputationssystems und (mit Einschränkungen) das Prinzip der persönlichen Autorschaft.

Bei unserer Befragung wurde der Zeit- und Überforderungsfaktor immer wieder als Grund dafür angegeben, warum Wissenschaftler neue Optionen nicht oder nur wenig nutzen. Dieser Faktor spielt auch in vergleichender Perspektive eine Rolle, wenn z.B. innovative Kooperationsformen über neue Medien der sog. „ernsthaften“ wissenschaftlichen Arbeit gegenübergestellt werden. So schreibt eine Professorin, 20-29, Ingenieurwissenschaften:

1268 Was soll man noch alles tun! Referierte Publikationen zählen, alles andere ist überflüssig. [*referiert* ›mit peer review begutachtet‹, TG]

Ein weiterer wichtiger Hinderungsgrund, der auch für die an sich innovationsfreudigen Nachwuchswissenschaftler eine wichtige Rolle spielt, sind Wirkungen des Reputationssystems: Ein Buch in einem renommierten Wissenschaftsverlag zählt im Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften nach landläufiger Meinung für die wissenschaftliche Karriere noch mehr als z.B. ein gut organisiertes Forschungsportal, auch wenn letzteres für die Wissenschaft möglicherweise von höherem Wert wäre als eine weitere Spezialmonographie. Und: Ein und derselbe Text ist für viele Wissenschaftler mehr wert, wenn er in einem renommierten Verlag erscheint als wenn er in einer digitalen Open-Access-Reihe publiziert wird. Hier besteht also ein erkennbarer Widerspruch zwischen dem tatsächlichen Wert eines Werks und auch dem von vielen Wissenschaftsorganisationen unterstützten Programm neuer digitaler Optionen (Stichwort „Open Access“) und dem traditionellen Reputati-

ons- und Belohnungssystem der Wissenschaft, das sich nur sehr träge zu verändern scheint.

Auch das Prinzip der persönlichen Autorschaft kann im Hinblick auf Innovationen als Hemmschuh wirken und zwar deshalb, weil viele neue Formen der kollaborativen Arbeit eine einzelne, persönliche Zuschreibung von Leistungen nicht ohne weiteres bzw. nicht in einer traditionellen Form erlauben. In einem denkwürdigen Interview zum *n-Category Café*, einem mathematischen Gruppenblog, findet sich folgender Verlauf:

John: Well my theory is that Urs figures he can generate ideas so much faster than anyone else can possibly catch up with them, that – [laughter]

Urs: Well, actually sometimes I would rather like somebody to catch up with them [laughs]. I mean, I would like to throw away an idea like a ball and see it come back to me. (Baez/Schreiber/Bartlett 2011, 303)

Wenn man sich fragt, wie jemand die Früchte einer solchen bewundernswerten Einstellung zur gemeinsamen Arbeit dokumentieren sollte, dann kommt man zu der Erkenntnis: Es gibt derzeit keine oder nur unzureichende Verbuchungsverfahren für persönliche Anteile bei neuartigen, innovativen Formen der Kollaboration. Eine solche Situation ist ein Nutzungshindernis für alle Personengruppen, die ihre akademische Leistung in einem traditionsorientierten System *verbuchen* müssen, sie bietet jedenfalls keinerlei Anreiz, das Potenzial neuer Formate auch nur zu erproben oder sogar neue Formate und Formatnutzungen zu entwickeln.

Ein dritter Befund bezieht sich auf eine kleine Gruppe digitaler Formate, die inzwischen fest und wirkungsmächtig in der Wissenschaftskommunikation verankert sind:

- (iii) Es gibt eine kleine, klar profilierte Gruppe von digitalen Optionen, die derzeit in der Wissenschaftskommunikation „angekommen“ sind: E-Mail, digitales Publizieren und Suchmaschinen. Sie sind aus der Wissenschaftskommunikation nicht mehr wegzudenken.

Unsere Befragung hat gezeigt, dass es eine klar erkennbare Trennung gibt zwischen digitalen Formaten, die im wissenschaftlichen Alltag „angekommen“ sind, und solchen, die als Exoten, Experimente, als eher modische Hypes etc. gelten müssen. Zu den letzteren gehört z.B. *Twitter*, das nach unserer Befragung einen Nutzungsanteil von 1% aufweist, während 94% der Befragten E-Mails nutzen.

Die drei großen Bereiche, in denen die Digitalisierung im Alltag der Wissenschaftskommunikation angekommen ist, sind: (a) E-Mail und einige darauf aufbauende Formate, z.B. Mailinglists; (b) der große Bereich der digita-

len Publikation, der digitalen Literaturversorgung und der Digitalisierung von Ressourcen, (c) die Nutzung von Suchmaschinen.

Ein Professor (männlich, 50+, im Ruhestand, Lebenswissenschaften) formulierte dies in einem Kommentar zu unserer Frage:

1685 Es sind zwar die Punkte angesprochen, aber in ihrer Bedeutung nicht ausreichend analysiert. (1) Die überragende Bedeutung von Datenbasen, wie PubMed, Web of Knowledge, Scopus, Cochrane. Diese haben unser Verhalten und unsere Publikationstätigkeit mehr verändert als irgendwelche blogs oder die Existenz von online-Zeitschriften. (2) Das gemeinsame Schreiben von Manuskripten per E-mail-Austausch. Ich habe diverse Publikationen, an denen Kollegen aus 4 oder 5 Ländern beteiligt sind.

Diese Befunde werden auch durch eine amerikanische Untersuchung von Harley und Anderen aus dem Jahr 2010 gestützt, sie sind also kein rein deutsches Phänomen (Harley et al. 2010).

Eine vierte These betrifft die Frage nach den aktiven, tatsächlich engagierten Nutzern digitaler Formate. Hier beobachten wir ein deutliches Ungleichgewicht zwischen passiven und aktiven Nutzern.

(iv) Neue Formate und Formatkonstellationen werden von deutlich mehr Wissenschaftlern nur passiv genutzt. Viele passive Nutzer stehen wenigen aktiven Produzenten gegenüber.

Im Bereich derjenigen digitalen Optionen, die eine Rollenverteilung Nutzer/Produzent aufweisen, zeigt unsere Befragung sowohl bei den Mailinglists als auch bei den Blogs eine deutliche Ungleichverteilung zwischen vielen passiven Nutzern und wenigen Produzenten bzw. wenigen aktiven und engagierten Teilnehmern. Dieser Befund hängt sicherlich direkt zusammen mit den Fragen der Zeitknappheit und auch mit Sichtweisen dessen, was zentrale Aspekte akademischer Reputation sind.

Die passive, eher opportunistische Nutzung digitaler Optionen zeigt sich auch bei der Frage nach Kollaboration, Ausbau und Innovation. Diese Beobachtung führt zu einer fünften These:

(v) Es gibt in weiten Teilen der Wissenschaft derzeit keine *großflächige* und selbstverständliche Kultur der digitalen Kollaboration, die über elementare Formen hinausgeht, sowie des Ausbaus von digitalen Ressourcen und der Innovation digitaler Arbeitsformen.

Es gibt derzeit, so scheint es, noch keine stabile und selbstverständliche, keine alltägliche Kultur der digital vermittelten Kollaboration, die über elementare Werkzeuge wie E-Mail hinausgeht. Die Lage ähnelt in gewisser Weise der Nutzung der Textverarbeitung in den 1990er Jahren. Wenn man damals

eine Fußnote einfügen wollte oder Blocksatz herstellen wollte, war das für viele Wissenschaftler eine schwierige Aufgabe. Es war gut, einen „Guru“ in der Nähe zu haben, der die notwendige Software beherrschte. Die inzwischen erzielten Fortschritte im Bereich der Textverarbeitung berechtigen zu der Hoffnung, dass auch Formen der digital gestützten Kollaboration in den nächsten 15 Jahren im wissenschaftlichen Alltag ankommen werden. Sie werden die persönlichen Treffen nicht ersetzen, aber sie werden manchen Liter Flugbenzin und manche unfreiwillige Stunde im Zug oder auf der Autobahn vermeiden helfen.

Viele Wissenschaftler fühlen sich darüber hinaus offensichtlich nicht verpflichtet, den Kosmos digitaler Arbeitsmittel, Ressourcen und Kommunikationsweisen zu erweitern bzw. zu optimieren. Es ist bemerkenswert, wie wenig Anstrengungen sich großflächig finden, die auf eine innovative Nutzung digitaler Technologien in der Wissenschaft zielen. Wenn man bedenkt, was Google oder Apple, was die Telefonindustrie, was große Informations- und Digitalisierungsunternehmen wie Proquest oder Sage in den letzten Jahren mit ökonomischer Motivation zur wissenschaftlichen Infrastruktur beigetragen haben, dann ist es bisher insgesamt eher bescheiden, was aus dem Kreis der Wissenschaft selbst und aus genuin wissenschaftlichen und intellektuellen Motiven heraus entwickelt wurde.

Zeitmangel und Erwartungsdruck in traditionellen Beurteilungsdimensionen scheinen auch der Hintergrund für eine vielfach beobachtbare Überforderung von Wissenschaftlern durch digitale Entwicklungen zu sein.

- (vi) Viele Nutzer nehmen neue digitale Möglichkeiten und Ressourcen als (unkoordiniertes, mangelhaft erschlossenes) Überangebot wahr und fühlen sich dadurch überfordert.

Viele der von uns befragten Wissenschaftler sehen sich überfordert, gestresst und überschwemmt von den Entwicklungen in der digitalen Wissenschaftskommunikation. So finden wir zum einen Bekenntnisse fehlender Übersicht. Eine Professorin der Altersgruppe 40-49 aus dem Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften schreibt:

789 Wahrscheinlich sind in letzter Zeit mehr digitale Medien kriert worden als ich weiß. Nachhilfeunterricht wäre für mich sehr willkommen.

Eine solche Äußerung ist kein Einzelfall, sondern Ausdruck eines weit verbreiteten Lebensgefühls. Mehrfach wird in den offenen Kommentaren unserer Befragung Entschleunigung gefordert, mehr Zeit für persönliche Gespräche, Eindämmung der Informationsflut. In diesem Zusammenhang werden z.B. auch personalisierte Filterfunktionen als wünschenswerte Innovationen erwähnt.

Solche Kommentierungen weisen darauf hin, dass die Vielfalt und die Offenheit der digitalen Entwicklungen derzeit für viele Wissenschaftler als eher bedrohlich und unproduktiv für das „eigentliche Kerngeschäft“ in der Wissenschaft wahrgenommen wird.

Für die Frage nach der weiteren Entwicklung digitaler Werkzeuge sind solche skeptischen, problematisierenden Äußerungen sehr wichtig. Sie zeigen zum Beispiel, dass Verfahren und Mittel der Erschließung (z.B. neue Formen der Verschlagwortung, inhaltliche Markierung) hohe Priorität haben müssen, wenn man diesem Problem der Unübersichtlichkeit zu Leibe rücken will.

6.2 Welche Entwicklungen zeichnen sich aktuell ab?

Die Entwicklungen sind nicht nur für die beteiligten Wissenschaftler unübersichtlich, sie sind es auch für uns. Dennoch möchten wir drei tentative Überlegungen zu den Entwicklungen in der näheren Zukunft anstellen und vorbringen.

6.2.1 Open Access – Wissenschaft als Ware – Reputation, Innovation

Mit der zunehmenden Digitalisierung der Wissenschaftskommunikation ist der Open-Access-Gedanke aufs engste verbunden, der Gedanke also, dass wissenschaftliche Ergebnisse kostenfrei und unbeschränkt im Netz zugänglich gemacht werden sollen. So heißt es in der „Budapest Open Access Initiative“ von 2001:

An old tradition and a new technology have converged to make possible an unprecedented public good. The old tradition is the willingness of scientists and scholars **to publish the fruits of their research in scholarly journals without payment**, for the sake of inquiry and knowledge. The new technology is the internet. The public good they make possible is the world-wide electronic distribution of the peer-reviewed journal literature and completely **free and unrestricted access to it by all scientists, scholars, teachers, students, and other curious minds**. Removing access barriers to this literature will **accelerate research, enrich education**, share the learning of the **rich** with the **poor** and the poor with the rich, make this literature as useful as it can be, and lay the **foundation for uniting humanity in a common intellectual conversation** and quest for knowledge. (Budapest Open Access Initiative)

Diesem Gedanken stehen andere Gesichtspunkte gegenüber. Erstens: Ein großer Teil von Darstellungen wissenschaftlicher Ergebnisse ist derzeit im Besitz von Verlagen und damit zwangsläufig auch Gegenstand ökonomischer

Erwägungen. Zum anderen spielen die Verlage derzeit eine zentrale Rolle im wissenschaftlichen Reputationssystem. Und zum dritten haben große Verlage in den letzten Jahren beträchtlich beigetragen zur Verbesserung der digitalen Infrastruktur, man denke an große digitale Zeitschriften-Systeme wie z.B. das von Springerlink.

Es ist derzeit unabsehbar, wie die Diskussion in diesem Feld sich entwickeln wird. Es ist aber klar: Wer den Open-Access-Gedanken stärken will, der benötigt nicht nur eine digitale Plattform, sondern auch ein Gegenstück zum Reputationssystem, also etwas, was dem „guten Ruf“ der einschlägigen Verlage entspricht. Es zeichnet sich darüber hinaus ab, dass auch auf Seiten der Verlage über Formen der Öffnung nachgedacht wird, z.B. mit „Moving-Wall-Lösungen“ für die zeitversetzte freie Bereitstellung wissenschaftlicher Ressourcen nach einer gewissen buchhändlerischen Schonzeit.

6.2.2 Wissenschaftler nutzen digitale Formate auch weiterhin rational und opportunistisch (mit den bekannten Folgen)

Wissenschaftler nutzen digitale, interaktive Möglichkeiten nur dann, wenn das Verhältnis von Kosten und Nutzen günstig ist. Auf der Kostenseite stehen zum Beispiel Zeitaufwand, aber auch technische Hindernisse. Auf der Nutzenseite steht in erster Linie wissenschaftliche Reputation oder die Möglichkeit, anfallende Arbeit schneller oder erfolgreicher bewältigen zu können. Unter diesen Gesichtspunkten ist schon eine elementare Aufgabe wie das Anlegen oder Bearbeiten eines Wikipedia-Artikels für Wissenschaftler nicht rational, weil sie Zeit kostet, weil dabei immerhin geringe technische Hindernisse zu bewältigen sind und weil eine solche Leistung andererseits bislang nicht oder kaum zur wissenschaftlichen Reputation beiträgt.

Diese rationale, opportunistische Grundhaltung ist der Grund dafür, dass viele Formate und Nutzungsweisen, die an sich verfügbar sind, im Alltag der Wissenschaftskommunikation nicht verbreitet sind. Das Kosten/Nutzen-Verhältnis wird auch in Zukunft für neue und relativ neue Angebote wie z.B. *ResearchGate* von zentraler Bedeutung sein.

6.2.3 Ausbau und Innovation werden mehrheitlich von oben kommen – Wir brauchen „erfolgreiche Modelle“ mit Sogwirkung

Es kann kein Zweifel bestehen, dass die Digitalisierung der Wissenschaft weiter fortschreiten wird. Die eine Entwicklungsrichtung ist die in die Breite. Vorhandene digitale Ressourcen werden erweitert werden, etwa in der Literaturversorgung. Die andere Richtung ist die Entwicklung neuartiger Werk-

zeuge und Interaktionsformen. Soweit wir derzeit erkennen können, wird diese zweite Entwicklung eher zögerlich verlaufen, schon deshalb, weil viele Wissenschaftler gar keinen Bedarf an Innovation sehen, was sich in der Befragung darin zeigte, dass die Möglichkeit, einen solchen Bedarf zu formulieren, kaum genutzt wurde.

Die Entwicklungen in den beiden genannten Richtungen werden auch in Zukunft an große Institutionen wie die DFG oder auch an Projekte im Rahmen der nationalen und der EU-Förderung gebunden sein, im Fach Germanistik etwa Projekte wie TextGrid, DARIAH oder CLARIN. Daneben ist auch zu hoffen, dass schon verfügbare Innovationen sich über die Fachkulturen hinweg ausbreiten und dass der Nutzen innovativer Interaktionsformen langfristig dazu beiträgt, dass sie in der Wissenschaft üblicher werden, dass sie also im wissenschaftlichen Alltag „ankommen“.

Eine wichtige Rolle dabei werden „erfolgreiche Modelle“ mit Sogwirkung spielen. Betrachten wir ein Szenario: Nehmen wir an, es gäbe in einem Teilgebiet der Sprachwissenschaft einen gut funktionierenden kollaborativen Forschungsblog, dessen Ergebnisse auch regelmäßig in einem Wiki dokumentiert werden. Nehmen wir weiter an, die Akteure hätten aus ihrem Tun auch beruflich Vorteile gezogen. Ein solches Modell könnte dazu beitragen, das Format Blog vom Odium der Unwissenschaftlichkeit und der Ego-Bezogenheit zu befreien.

6.3 Visionen für die Zukunft der digitalen Wissenschaftskommunikation?

Über die skizzierten Trends hinaus könnte man auch versuchen, Visionen für zukünftige Formen der Nutzung digitaler Formate zu entwickeln und zu fragen, wie sich funktions- und bedürfnisorientiert geeignete neue Kommunikationsformen entwickeln lassen. Man könnte hier von einer Form des „Kommunikationsdesigns“ sprechen. Ein Ausgangspunkt solcher Überlegungen wäre zunächst die bekannte Beobachtung, dass in der Geschichte von Kommunikationsformen eine Art von Beharrungsprinzip gilt, nach dem in neu verfügbaren Medien vielfach zunächst nur die alten Kommunikationsformen im neuen Mediengewand übernommen werden. Dies scheint auch für die digitale Wissenschaftskommunikation zu gelten. So ist beispielsweise das Rezensionswesen im digitalen Medium in weiten Teilen ganz das alte geblieben, wenn man von ein paar Experimenten absieht.

In unserer Befragung hatten wir einen Block vorgesehen, in dem die Befragten Vorschläge für wünschenswerte Innovationen machen konnten. Ins-

gesamt war der Ertrag dieses Teils der Befragung enttäuschend. Es wurde deutlich, dass unsere fraglose Vertrautheit mit den Traditionen und etablierten Einrichtungen der wissenschaftlichen Praxis die Gefahr birgt, unsere visionären Kräfte gleichsam zu betäuben. Beim Nachdenken über Innovationen wurden in der Regel nur winzige Modifikationen bereits bestehender Einrichtungen genannt. Im Hinblick auf die „digitale Zukunftsorientierung“ der Befragten erscheint dieser Befund unbefriedigend.

Um eine offenere Perspektive zu gewinnen und verborgene Potenziale freizulegen, müsste man grundlegender ansetzen und systematischer von den vorhandenen kommunikativen Aufgaben und Bedürfnissen der Wissenschaftler ausgehen und auch die Weiterentwicklung dieser Aufgaben und Bedürfnisse in Betracht ziehen. Gleichzeitig müsste man dabei verfestigte Auffassungen über die etablierten Institutionen für die Speicherung, Verbreitung und den Austausch wissenschaftlicher Ergebnisse relativieren und auch andere Aspekte des Wissenschaftssystems, wie gängige Bewertungssysteme für wissenschaftlichen Leistungen, Rollen im Wissenschaftssystem (z.B. Herausgeber) oder auch Aspekte des gängigen Reputationssystems, nicht historisch invariant setzen.⁸ Dies wäre sicherlich auch eine der Lehren der Wissenschaftsgeschichte.

Ein Beispiel für eine grundlegende Weiterentwicklung der Wissenschaftskommunikation könnten die Formen der wissenschaftlichen Kritik in ihren verschiedenen Funktionszusammenhängen bilden. Ein wesentlicher Bereich der wissenschaftlichen Kritik ist heute geprägt von der jahrhundertealten Tradition der Rezension mit ihren Vorzügen und Einschränkungen. Eine Alternative, die ein komplexeres Praxisfeld eröffnen würde, könnte darin bestehen, zu jeder digitalen wissenschaftlichen Veröffentlichung eine zentral verfügbare Kommentierungsfassung bereitzustellen, an die zeitlich offen Gesamtwürdigungen, einzelne Einwände, Kommentare zu einzelnen Stellen, Hinweise auf alternative Auffassungen, Literaturhinweise, Querverweise, Aktualisierungen etc. angelagert werden könnten. Mit einem solchen Verbund von kommunikativen Handlungsformen könnten die produktiven Leistungen der

⁸ Um hier die visionären Kräfte anzuregen, kann man ein *tabula-rasa*-Gedankenexperiment machen: Man geht dabei von einer fiktiven Situation aus, in der die bisherige Kommunikationsgeschichte der Wissenschaft zu Ende ist und wir den Auftrag haben, von Grund auf neu anzufangen. In dieser Situation müssten wir – so das Gedankenexperiment – das wissenschaftliche Kommunikationssystem, die Formen und Mittel des Zusammenarbeitens und der Ergebnisdarstellung *ganz neu einrichten*. Und wir müssten jeden Schritt, jede Entscheidung *rechtfertigen* im Hinblick auf Erkenntnisziele, auf volkswirtschaftliche Gesichtspunkte und im Hinblick auf die persönlichen Ressourcen der einzelnen Wissenschaftler.

wissenschaftlichen Kritik (inklusive Peer Review) und der gemeinsamen Weiterarbeit an wissenschaftlichen Projekten systematisch und dynamisch gebündelt werden, die in der gegenwärtigen Praxis häufig nur punktuell im persönlichen wissenschaftlichen Kontakt realisiert werden. Es entstünde auf diese Weise nicht nur eine neue kollaborative Praxis, sondern auch ein neuer Typ eines komplexen und dynamischen Textverbunds, den wir heute nur in Ansätzen kennen. Technisch ließe sich ein derartiges System heute schon realisieren.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Schon heute lassen sich an vielen Stellen Potenziale für vielfältige produktive Veränderungen der Praxis wissenschaftlicher Kommunikation erkennen (vgl. die Beiträge in Gloning/Fritz 2011), die besonderen Potenziale der digitalen Wissenschaftskommunikation werden aber weithin noch nicht systematisch ausgeschöpft.

Literatur

- Bader, Anita/Fritz, Gerd (2011): Zur Entwicklung von Formaten und Kommunikationsformen in der digitalen Wissenschaftskommunikation – eine evolutionäre Betrachtungsweise. In: Gloning, Thomas/Fritz, Gerd (Hg.): Digitale Wissenschaftskommunikation – Formate und ihre Nutzung. Linguistische Untersuchungen. Bd. 3. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 55-86. URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2011/8227/>.
- Bader, Anita/Baranauskaite, Jurgita/Engel, Kerstin/Rögl, Sarah Julia (2011): Vom Überleben einer bedrohten Spezies. Untersuchungen zur Entwicklung der Nutzung wissenschaftlicher Mailinglists. In: Gloning, Thomas/Fritz, Gerd (Hg.): Digitale Wissenschaftskommunikation – Formate und ihre Nutzung. Linguistische Untersuchungen. Bd. 3. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 87-116. URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2011/8227/>.
- Bader, Anita (in Vorb.): Formate in der digitalen Wissenschaftskommunikation und ihre Dynamik. Linguistische Untersuchungen. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek.
- Baez, John/Schreiber, Urs/Bartlett, Bruce (2011): „A new idea of how to communicate ideas“. Zur Entwicklung wissenschaftlicher Blogs – ein Interview mit den Gründern des Gruppenblogs „The n-Category Café“. Mit einer Einführung von Anita Bader. In: Gloning, Thomas/Fritz, Gerd (Hg.): Digitale Wissenschaftskommunikation – Formate und ihre Nutzung. Linguistische Untersuchungen. Bd. 3. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 287-312. URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2011/8227/>.
- Collins, Randal (1998): The sociology of philosophies. A global theory of intellectual change. Cambridge, Mass./London: Harvard University Press.
- Dynkowska, Malgorzata (2010): Web-Usability aus linguistischer Sicht am Beispiel von bibliothekarischen Webangeboten. Linguistische Untersuchungen. Bd. 2. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek. URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2010/7910/>.
- Farke, Andrew (16.06.2009): The End of the Internet Mailing List? Part II. In: The Open Source Paleontologist. URL: <http://openpaleo.blogspot.com/2009/06/end-of-internet-mailing-list-part-ii.html> [21.10.2011].
- Flick, Uwe (2009): Triangulation in der qualitativen Forschung. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. Aufl. Hamburg: Rowohlt, 309-318.
- Fritz, Gerd (2011a): Texttypen in wissenschaftlichen Blogs. Eine exemplarische Analyse am Beispiel des „Language Log“. In: Gloning, Thomas/Fritz, Gerd (Hg.): Digitale Wissenschaftskommunikation – Formate und ihre Nutzung. Linguistische Untersuchungen. Bd. 3. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 205-286. URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2011/8227/>.

- Fritz, Gerd (2011b): Wirbelstürme im digitalen Open-Peer-Review-Verfahren. Die Makarieva-Kontroverse in "Atmospheric Chemistry and Physics" (2008/09) – eine Fallstudie. In: Gloning, Thomas/Fritz, Gerd (Hg.): *Digitale Wissenschaftskommunikation – Formate und ihre Nutzung*. Linguistische Untersuchungen. Bd. 3. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 143-174. URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2011/8227/>.
- Fritz, Gerd/Bader, Anita (2010): Digitale Formate in der Wissenschaftskommunikation: Konstellationen und Konvergenzen. In: Bucher, Hans-Jürgen/Gloning, Thomas/Lehnen, Katrin (Hg.): *Neue Medien – neue Formate*. Ausdifferenzierung und Konvergenz in der Medienkommunikation. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 337-355.
- Fritz, Gerd/Gloning, Thomas (2012): Critique and Controversy in digital scientific communication. New formats and their affordances. In: Van Eemeren, Frans/Garssen, Bart (eds.): *Exploring Argumentative Contexts*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 213-231.
- Gloning, Thomas/Fritz, Gerd (Hg.) (2011): *Digitale Wissenschaftskommunikation – Formate und ihre Nutzung*. Linguistische Untersuchungen. Bd. 3. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek. URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2011/8227/>.
- Goldman, Jason G./Zivkoviv, Bora (2011): *The open laboratory 2010. The best of science writing on the web*. Chapel Hill, North Carolina: Coturnix.
- Harley, Diane/Acord, Sophia Krzys/Earl-Novell, Sarah/Lawrence, Shannon/King, C. Judson: *Assessing the future landscape of scholarly communication: An exploration of faculty values and needs in seven disciplines*. Berkeley: Center for Studies in Higher Education 2010. URL: <http://escholarship.org/uc/item/15x7385g>.
- Kelly, Mills (10.09.2007): The end of H-Net. In: Edwired. URL: <http://edwired.org/?p=204> [05.10.2011].
- Libermann, Mark/Pullum, Geoffrey K. (2006): *Far from the madding gerund and other dispatches from Language Log*. Wilsonville, Oregon: William, James & Co.
- Matzat, Uwe (2004): Academic Communication and Internet Discussion Groups: Transfer of Information or Creation of Social Contacts? In: *Social Networks* 26, H. 3, 221–255.
- Muckenhaupt, Manfred (1999): Die Grundlagen der kommunikationsanalytischen Medienwissenschaft. In: Leonhard, Joachim-Felix/Ludwig, Hans-Werner/Schwarze, Dietrich/Straßner, Erich (Hg.): *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*. 1. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter, 28–57.
- Nentwich, Michael (2003): *Cyberscience. Research in the age of the Internet*. Vienna: Austrian Academy of Sciences Press.
- Pansegrau, Petra/Taubert, Niels/Weingart, Peter (2011): *Wissenschaftskommunikation in Deutschland. Ergebnisse einer Onlinebefragung*. Berlin: Deutscher Fachjournalisten-Verband.

Pöschl, Ulrich (2011): Interaktives Open-Access-Publizieren und öffentliche Fachbegutachtung: Effektivität und Perspektiven von Transparenz und Selbstregulierung in der wissenschaftlichen Kommunikation und Evaluation. In: Gloning, Thomas/Fritz, Gerd (Hg.): Digitale Wissenschaftskommunikation – Formate und ihre Nutzung. Linguistische Untersuchungen. Bd. 3. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 117- 141. URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2011/8227/>.

Rettberg, Jill Walker (2008): Blogging. Maldon, MA: Polity Press.

Samida, Stefanie (2006): Wissenschaftskommunikation im Internet. Neue Medien in der Archäologie. München: Fischer (Internet Research, 26).

Internetseiten

Atmospheric Chemistry and Physics: <http://www.atmos-chem-phys.net/>*

Biology Direct: <http://www.biology-direct.com/>

Clio online: <http://www.clio-online.de/>

Glottopedia: <http://www.glottopedia.de/>

H-Arthist: <http://arthist.net/>

Histnet: <http://hist.net/>

H-Soz-Kult: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/>

Language Log: <http://languagelog.ldc.upenn.edu/nll/>

Linguist List: <http://linguistlist.org/>

PLoS ONE: <http://www.plosone.org/home.action>

ResearchGate: <http://www.researchgate.net/>

Sehepunkte: <http://www.sehepunkte.de/>

Sprachlog: <http://www.scilog.de/sprachlog>

The n-Category Café: <http://golem.ph.utexas.edu/category>

* Alle Internetseiten wurden zuletzt aufgerufen am 06.01.2012.

Der vorliegende Band bietet die Auswertung und Analyse einer Online-Befragung zur digitalen Wissenschaftskommunikation in Deutschland, die in der Zeit vom 23.06.2010 bis 09.03.2011 durchgeführt wurde. Der Band gibt Aufschluss darüber, wie unterschiedliche Gruppen von WissenschaftlerInnen digitale Formate wie Mailinglists, Blogs, digitale Rezensionsportale und Open-Peer-Review-Zeitschriften in ihrer wissenschaftlichen Praxis *nutzen* und wie sie das Potenzial und die tatsächliche Nutzung dieser Formate in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen *einschätzen*.

Linguistische Untersuchungen 4

Herausgegeben von Iris Bons, Gerd Fritz und Thomas Gloning

ISBN 978-3-9814298-1-7

